

Menschenschatten

Désirée Weinz, Klasse 12A

Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, Bergen auf Rügen

Betreuer: Fr. Romanski

05. Februar 2014

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	Seite 1
Kapitel 0.....	Seite 4
Kapitel I.....	Seite 10
Kapitel II.....	Seite 24
Kapitel III.....	Seite 36
Kapitel IV.....	Seite 44
Kapitel V.....	Seite 68
Kapitel VI.....	Seite 91
Kapitel VII.....	Seite 115
Kapitel VIII.....	Seite 127
Anhänge.....	Seite 138
Nachwort.....	Seite 147

Vorwort

Seit ich des Schreibens fähig bin, schreibe ich auch kreativ. Ich erinnere mich an die ersten kleinen Geschichten aus meiner Grundschulzeit, die natürlich überaus roh in ihrer Gestaltung waren, in denen ich aber über die tollsten Erfahrungen mit meinen Haustieren im Weltraum oder die bunten Erlebnisse mit meiner Familie im Zirkus berichtete, in denen sich Riesen auf eine Reise um die Welt und Falken auf die Jagd nach einem Schatz begaben. Vieles davon lässt mich heute noch schmunzeln und ich frage mich, wie mein kindlicher Verstand es fertig brachte, die vielen absurden Ideen zu kreieren, die ich heute wohl eher als Randbemerkungen in einem guten Fantasy-Roman unterbringen würde.

Ich habe meine Freude am Schreiben bis heute nicht verloren und ertappe mich selbst immer wieder, wie ich versuche, einen realen Umstand in möglichst dichterischen Worten festzuhalten und zu durchdenken. Allerdings gelingt es mir selten, längere Werke auch zu einem Ende zu führen, statt sie unverrichteter Dinge in kurzen Fragmenten niederzuschreiben.

Menschenschatten ist die erste längere, in sich geschlossene Geschichte, die ich erschaffen habe. Während des Entstehungsprozesses erfasste mich des Öfteren das bekannte Gefühl der Unzufriedenheit über mein Werk. Normalerweise war dies nun der Punkt, an dem ich das Projekt abbrach und mich entweder eine Weile vor dem Schreiben zurückzog oder mich einer neuen Erzählung widmete. Nicht so bei *Menschenschatten* – ich kehrte immer wieder zum Schreiben zurück und setzte alles daran, die Geschichte zu einem Ende zu führen. Obwohl das eigentliche Gerüst der Erzählung schon lange konstruiert war, fiel es mir nicht immer leicht, nach den richtigen Worten zu suchen, um meine Gedanken und die ihnen entsprechende Handlung literarisch umzusetzen. Doch mit dem Endergebnis bin ich durchaus zufrieden.

Dank gebührt meinem guten Freund Ninjo und meiner Großcousine Heike, die mir im Entstehungsprozess zur Seite standen, den Skripten einen prüfenden Blick gewidmet haben und mir mit gutem Rat aushalfen, wenn sich mal eine Logiklücke

auftat. Außerdem bin ich meiner Mutter und meiner Großmutter dankbar dafür, dass sie verschiedene Fassungen von *Menschenschatten* lasen und mir ihre Meinung darüber mitteilten, bevor ich es zu einer Endfassung brachte.

Das Werk dreht sich um die Erlebnisse einer Protagonistin, die sich selbst das Pseudonym *Pandorra* gab. Sie lebt in einem Land, das den Namen Letumelo trägt. Dieses Letumelo sieht sich selbst als eine aufstrebende Macht in der fiktiven Welt, in der sich Pandorras Geschichte abspielt, hat jedoch mit den anderen Großmächten des Planeten zu kämpfen und so entsteht ein erbitterter Krieg um die Herrschaft, den Pandorra hautnah miterlebt.

Als ihre Familie von Soldaten überfallen wird, gelingt ihr die Flucht ins Unbekannte, wo sie auch prompt einen jungen Mann namens Jan trifft, der ein ähnliches Schicksal erlitten hat, wie sie selbst. Die beiden beschließen, sich zusammen zu tun und in ihnen keimt die Idee, sich den sogenannten Widerstandskämpfern anzuschließen, die in der Hauptstadt um den Sturz der letumelischen Regierung kämpfen.

Obwohl das politische Geschehen selbst für die beiden sehr undurchsichtig ist, wird ihnen bewusst, dass die Rebellen die einzige Chance sind, den Krieg zu beenden und so machen sie sich auf den Weg in die Hauptstadt, um dem Widerstand ihre Verstärkung zuzusichern. Auf dem Weg dorthin werden sie jedoch mit ungeahnten Hindernissen konfrontiert.

Menschenschatten mit der Geschichte um Pandorra und Jan ist nur ein kleiner Teil der Welt um Letumelo, die mir vorschwebt. Die beiden sind von sich aus eher unpolitisch und wurden vor Ausbruch des Krieges kaum von der Politik tangiert. Mit diesem Wissen im Hinterkopf habe ich einige eingehenderen Erläuterungen bezüglich des Krieges bewusst aus- und einige Fragen offengelassen.

Menschenschatten - als Teil einer geplanten Verkettung von Erzählungen - soll nicht die Hintergründe des tobenden Krieges durchleuchten, sondern primär die Erlebnisse und Gefühle der handelnden Protagonisten widerspiegeln, die ohne

Vorwarnungen mit den bis dato unbekanntem Leiden des Krieges konfrontiert werden.

Kapitel 0

Prolog

Wir saßen beieinander – stumm.

Eigentlich war es kein unangenehmes Schweigen, doch aus einem mir unplausiblen Grund schien er es dennoch durchbrechen zu wollen: „Was guckst du denn so?“, er rutschte bei diesen Worten unruhig hin und her – eine Bewegung, die ich nur aus dem Augenwinkel heraus ausmachen konnte, da ich meinen Blick in weite Ferne gerichtet hatte und mich beharrlich weigerte, ihn abzuwenden – auch nicht, als ich ihm antwortete: „Lass mich doch gucken. Hätte ich die Augen geschlossen, würdeste mich auch danach fragen.“ Ich verzog keine Miene, während ich sprach.

Er seufzte tief, dann scharte er mit dem linken Hacken über die steinerne Oberfläche unseres Sitzplatzes.

Wir befanden uns weit über den Dächern der Stadt, saßen am Rande einer Außenmauer und betrachteten die Weiten der Natur. Nun ja, zumindest ich betrachtete die Weiten der Natur - er beschäftigte sich eher damit, sich von der Möglichkeit eines äußerst schmerzlichen und garantiert tödlichen Sturzes abzulenken.

Ohne ersichtlichen Grund wendete ich plötzlich meinen Blick vom fernen Wald und dem dahinterliegenden Horizont ab und schaute ihm direkt in den Augen. Vor Überraschung zuckte er kurz zusammen.

„Was?!“, fragte er ein wenig zu laut. Er hielt sich die Fingerknöchel vor den geschlossenen Mund und räusperte sich. „Äh, ich meine ... was?“, die Wiederholung erklang in gewohnter Stimmlage und Lautstärke.

Ich musste lachen. Es war ein freies, herzliches Lachen - ein Lachen, das ich in der letzten Zeit immer seltener von mir hatte hören lassen.

Er setzte ein für ihn typisches Grinsen auf, um nicht ganz hinter meinem Amusement zurückzustehen, dann hob er eine Augenbraue – er wartete noch immer auf eine Antwort.

„Ich habe nur gerade darüber nachgedacht, wie wunderbar dieser Ort ist. Findest du nicht auch?“, ich wendete den Blick wieder der untergehenden Sonne zu, die den Himmel in ein kräftiges Orange-Rot tauchte. Das prophezeite zwar Unwetter für den nächsten Tag, für den Moment jedoch war es einfach nur hübsch anzusehen.

Er hingegen senkte den Kopf und überbrückte mit seinem Blick den schwindelerregenden Abgrund, der unter unseren Füßen klaffte. „Ja ... wunderbar.“, erwiderte er sarkastisch, bevor er den Blick wieder hob. Danach umspülte uns eine Welle des Schweigens, die er erst nach einigen Augenblicken der Stille wieder durchbrach.

„Ähh ... sagtest du nicht mal, dass du Höhenangst hättest?“, hakte er nach. Ich konnte förmlich spüren, wie sich sein Griff fester in den soliden Stein verkrampfte, auf dem wir saßen.

„Man darf nur nicht hinunterblicken.“, entgegnete ich abwesend. „Dann ist das alles halb so wild.“

Er gab einen gequälten Laut von sich. „Jaja.“, bekräftigte er in verhaltenem Tonfall, bevor er gekünstelt erzitterte. „Aber ich möchte hinzufügen: Ich habe eine scheiß Angst hier oben!“

Erneut wendete ich ihm meinen Blick zu. Ich seufzte, als ich meine Augen in seine versenkte. „Na schön, du Schisser, dann werden wir mal ein bisschen von deinem sicheren Tod abrücken.“, lenkte ich ein und erhob mich in einer leichtfüßigen Bewegung. Erst, als ich aufgestanden war, kroch auch mir die Angst in die Glieder.

Ist ja doch ganz schön hoch – der Wind hat doch gerade aufgefrischt, oder?

Ich spürte, wie mir der Schweiß auf die Stirn zu steigen und mein Puls zu beschleunigen drohte.

Bevor ich ins Wanken geraten konnte, ging ich rasch einige Schritte rückwärts - fort vom Rand.

Er war nicht so schnell. Nur umständlich kam er in eine hockende Position und krabbelte anschließend insektengleich vom Abgrund fort - in sicherer Entfernung die Augen schließend und einen tiefen Atemzug nehmend. Ich sah, wie ihm eine einzelne Schweißperle auf die Stirn trieb, als er sich so drehte, dass er sich mit dem Gesicht zur Sonne niedersetzen konnte. Eigentlich hatte ich bereits eine Hand ausgestreckt, um sie ihm fortzuwischen, als ich mich jedoch spontan im letzten Moment dagegen entschied und den Arm wieder zurück zog, bevor er die Augen öffnen konnte.

Als er mich schließlich wieder ansah, setzte ich ein schiefes wie herablassendes Grinsen auf. „War doch gar nicht so schlimm ... was du wieder hast!“, es handelte sich um nicht mehr als eine Provokation gegen sein Ego – letztlich hatte ich ja ähnliche Sturzängste verspürt. Doch nichts in der Welt hätte mich dazu gebracht, das zuzugeben. Er beließ es dabei und erwiderte das Grinsen. Sich auf die leicht nach hinten versetzten Handflächen stützend streckte er die Beine aus.

Anschließend blickte er ebenfalls gen Horizont. „Is ja tatsächlich ganz schön.“, stellte er zufriedenen Lächelns fest.

Verstohlen betrachtete ich ihn von meiner etwas versetzten Position aus.

So im Profil vom Sonnenlicht gebadet hatte er ja was...

Doch ich schüttelte entschieden den Kopf. Ich bekam wohl zu wenig Sauerstoff in dieser Höhe.

Wir sind nur Freunde, basta.

„Sag ich doch.“, erwiderte ich, bevor die Pause auffällig lang zu werden drohte.

Ich tat die paar Schritte, die uns trennten und ließ mich unmittelbar neben ihm nieder, um es mir in einer ähnlichen Position bequem zu machen, wie er.

Mein Nacken prickelte, als er – in dem Versuch unbemerkt zu bleiben - zu mir herüber schielte. Doch ich beschloss, nicht darauf einzugehen und vorzugeben, es nicht zu bemerken. Ich richtete meinen Blick wieder starr auf den Horizont. Das Prickeln verflog mit der Zeit und als ich mich in Sicherheit wog, war die Reihe an mir, hinüberzuschien.

Er hatte den Blick in der Zwischenzeit unvorhersehbarerweise nicht von mir genommen, schien sich jedoch nicht sonderlich ertappt zu fühlen. Ich unterdrückte den Reflex, schnell wieder wegzusehen, um keine präpubertäre Kitsch-Szene zu konstruieren. Stattdessen drehte ich den Kopf so, dass ich ihn direkt ansehen konnte. „Was guckst’n so?“, äffte ich seine eingangs gestellte Frage nach. Er zögerte einen Moment, bevor er ein Grinsen aufsetzte. „Lass mich doch gucken. Hätte ich die Augen geschlossen, würdeste mich auch danach fragen.“

Ich seufzte theatralisch. „Touché.“, resignierte ich und winkte mit einer Hand ab.

Dies veranlasste ihn, triumphierend einen Arm nach mir auszustrecken und mich zu sich zu ziehen, um mich mit festem Griff zu packen und mir mit der freien Hand die Haare zu zerzausen.

Von der plötzlichen Nähe überrascht, ließ ich wehrlos einige Sekunden verstreichen.

Das interpretierte er scheinbar als eine Art stures Aussitzen der Attacke und entschloss sich, mich zum Reagieren zu zwingen, indem er mir den Zeigefinger in die Seite stupste. Ich jaulte getroffen auf. „Lass das!“, forderte ich japsend, als er mir weiter in den Rippen stocherte und ich in gequältem Lachen zu ersticken drohte.

„Sag *bitte*.“, forderte er seinerseits. Ein diabolisches Grinsen zierte sein Gesicht. „Biiiiitteeeee.“, quietschte ich. „Bitte, *großer Meister*.“, setzte er herausfordernd nach und zog die Augenbrauen so eng zusammen, dass sich auf seiner Stirn vertikale Fältchen bildeten. Es sollte ihm wohl einen bitterernsten Ausdruck verleihen, dieser wurde jedoch dadurch zerstört, dass er kicherte wie ein kleiner Schuljunge unter dem Weihnachtsbaum.

„Lass mich ... los“, brachte ich unter Lachen hervor und fügte hinzu: „Ich ... denke gar nicht ... dara-AAAAAN“, er packte mich fester und vergrub seine Fingerspitzen systematisch an der Seite meines Halses – eine Stelle, an der ich absolut kitzelig war und bei der ich bereits zusammenzuckte, sollte auch nur der Kragen meines Hemdes darüber streifen. Ich schrie auf. „GROßER MEISTER! ALLES, WAS DU WILLST, ABER BITTE LASS MICH LOOOOOS!“, ich warf das letzte bisschen Selbstachtung über Bord und bettelte förmlich um mein Leben.

Lachend erbarmte er sich meiner, ließ von meinem Hals ab und lockerte den Klammergriff, sodass ich herausschlüpfen konnte.

„Ha!“, frohlockte er. „Ich hab’s doch immer gewusst! Du unterstehst meiner Macht, meinem Charme und eigentlich allem, das mich so super macht! Denn ich bin ein Gott, von Engeln auf die Erde hernieder geküsst!“, er hatte die Arme zu beiden Seiten ausgebreitet – eine Pose, die in mir Assoziationen zu einem Imperator auslöste, der zu seinem Volk sprach.

„Unsinn!“, tönte ich, als ich mich zu ihm umwendete und grinste. „Das hast du unter Folter aus mir herausgequetscht, das gilt nicht!“, widersprach ich trotzig.

Er täuschte mit einer ruckartigen Bewegung einen erneuten Angriff an und ich zuckte zusammen - in der Angst, er würde sich wieder auf mich stürzen. „Das wollen wir doch mal sehen...“, sagte er mit so bedrohlichem Tonfall und so abgrundtief bösem Grinsen, dass es mich abwehrend die Hände heben ließ.

„Schon gut, schon gut!“, jammerte ich resignierend und er verharrte.

Ich sog die frische Luft ein, die uns umgab. Mein Atem ging immer noch keuchend - ich hörte das Rasseln, das mit ihm einher ging, in meinem Innern widerhallen. Meine Wangen waren gerötet. Ich schob es gern auf die hitzige Balgerei. Ihm schien es auch aufgefallen zu sein: „Du bist ja rot wie’n Schulmädchen“, feixte er. „Stehste auf mich, oder wat?“. Ich bemühte mich, meine Gesichtszüge unbekümmert zu halten. „Hättest wohl gern.“, erwiderte ich trocken. „Du kriegst doch im Leben keine ab.“

Sein Grinsen wurde breiter, als er sich meinem Gesicht bis auf wenige Millimeter näherte, sodass unsere Nasenspitzen sich beinahe berührten. Ich spürte seine nahe Körperwärme, sein Atem war ein kühler Hauch, der über mein Gesicht strich. „So?“, hakte er mit spöttischem Gesichtsausdruck nach.

Ich zog mich ein paar Zentimeter zurück, meine Wangen brannten bis hin zu den Ohren. Ich musste knallrot sein, doch ich war bemüht, mir nichts anmerken zu lassen, „Ja.“, entgegnete ich deshalb mit trotzig vorgeschobenem Kinn, „Mir is warm, das ist alles.“, fügte ich hinzu.

Dummes Gör.

Während ich mich darum bemühte, die Stimme in meinem Kopf beiseite zu schieben, ließ er sich wieder zurücksinken und betrachtete mich aufmerksam. „Na dann ...“, in der Sekunde, in der er zu sprechen begann, kam mir seine Stimme irgendwie unheilvoll vor, doch als er sich auf mich stürzte, war es bereits zu spät - es gab kein Entkommen. In einer einzigen fließenden Bewegung warf er mich erst über seine Schulter und richtete sich anschließend auf.

„Uff.“, brachte ich zustande, bevor er mitsamt meiner Wenigkeit auch schon auf den Füßen stand.

„... wollen wir mal nicht riskieren, dass du in der Anstrengung des Laufens überhitzt.“, beendete er den zuvor begonnenen Satz. Ich strampelte mit Armen und Beinen. „Lass mich runter!“

„Nö.“, entgegnete er schlicht und kicherte gemein. „Na los!“, versuchte ich es erneut.

Er erwiderte nichts mehr und ich wusste, dass jede folgende Diskussion ein aussichtsloser Monolog würde. Also ließ ich Arme und Beine einfach herabsinken und es über mich ergehen.

Wahrscheinlich würde ich in Kürze kopfüber in die nächste Regentonne gestellt werden...

Kapitel I

„Toll gemacht...“, beschwerte ich mich, während ich an mir herabschaute. „Jetzt bin ich völlig durchnässt.“

Er grinste höhnisch. „Oh, tut mir leid, das wollte ich nicht.“

Triefend nass und schlotternd streckte ich ihm die Zunge heraus. Zu meinem Leidwesen hatte er mich in keine Regentonne gestellt, stattdessen hatte er mich direkt ans Meer geschleppt und war mit mir ins Tiefe gewatet, um mich dort unter Wasser zu drücken, bis ich mich prustend und tretend wieder an die Oberfläche kämpfte. Zugegebenermaßen war er bei der Aktion auch nicht besonders trocken geblieben - als Ergebnis meiner Gegenwehr hing nun auch seine Kleidung klamm von seinem Körper herab. Zu erwähnen bliebe dennoch, dass wir derzeit den zehnten Monat des Jahres zählen...

Es war spät, die Dämmerung setzte bereits ein und die Sonne verschwand gerade hinter den Weiten des Horizonts.

Um unsere Beine bahnten sich kalte, dunkle Wellen ihren Weg. Es war ein unheimlicher und gleichzeitig sehr melancholischer Anblick. Ein Schauer lief mir über den Rücken, während ich darüber nachdachte, welches Getier in diesem Wasser so leben mochte.

„Scheiße, ist das kalt.“, ich rieb mir die Arme und fröstelte, während ich ihm immer wieder strafende Blicke zuwarf. Er ließ sich davon jedoch nicht eine Sekunde aus der Ruhe bringen.

Auf seinen Armen hatte sich eine deutlich sichtbare Gänsehaut gebildet, doch er schien überaus zufrieden mit seinem Werk zu sein. Er setzte ein paar gezielte Schritte auf mich zu und ich wollte bereits zurückweichen, als er nach mir griff, mich an sich zog und mit mir in einen Tanzschritt verfiel.

Ich stellte mich zwar gegen diese Bewegung, konnte mich eines Lächelns jedoch nicht erwehren. „Man. Ich hab dich das bestimmt schon mehrfach gefragt, aber:

Hast du als Kind eigentlich zu viele Schläge auf den Hinterkopf bekommen?“ Er hielt nicht inne, obwohl er mein gesamtes Gewicht mitschleifen musste. „Nö, ich wurde schon so geboren.“, erwiderte er trocken und ich musste kichern: „Man, deine Eltern tun mir leid.“

„Mir nich, sind ja selbst schuld.“

„Wieso? Ich denk, es war nicht die Erziehung?“

„War’s ja auch nich, aber sie hätten ja vorher daran denken können, dass ich schwachsinnig werden könnte.“

Ich schüttelte entschieden den Kopf, „Auf sowas wie dich kann man sich nicht vorbereiten.“

„Ey!“ machte er empört. „Von Engeln geküsst und so – denk daran, wenn du so mit deinem Meister sprichst!“

„Ich dachte, du gibst deinen Schwachsinn zu?“

„Gibt auch schwachsinnige Götter.“

Er murrte resignierend - wissend, diese verbale Balgerei verloren zu haben - ließ sich jedoch nicht die Laune verderben. Derartige Diskussionen fügten sich nicht selten in unseren Alltag ein. Sie entbehrten jeglichen Sinnes und dennoch - oder gerade deswegen - versuchte man, für seine Stellung die besten Argumente zu finden und das Wortgefecht für sich zu entscheiden.

Etwas, das man manchmal einfach brauchte - wenn man sich in einer großen, einsamen und grausamen Welt bewegte, musste man lernen, jedes Lächeln zu schätzen.

Ich verlor meine Familie an den Krieg, als die Blätter in diesem Jahr begannen, ihr grünes Kleid einzutauschen. Eines Nachts standen plötzlich und ohne Vorwarnung Soldaten in unserem Haus, die versuchten, meine Familie zu überwältigen. In einem unbeobachteten Moment war mir die Flucht ins Dunkel gelungen. Ich wusste nicht, wohin, wusste nur, dass ich so weit wie möglich

fortlaufen musste, damit die feindlichen Truppen mich nicht erwischten. Bis heute wusste ich nicht, was aus meiner Familie wurde, ich hatte jedoch in der Zeit nach dem Überfall schnell gelernt, vom Schlimmsten auszugehen.

Da rannte ich ihm in die Arme. Erst hielt ich ihn für einen Angreifer. Er war etwas älter als ich und überragte mich um gut dreißig Zentimeter.

Als ich schreiend davonlaufen wollte, hielt er mich auf und brachte mich zum Verstummen, indem er mir eine Hand auf den Mund presste. Das Ganze war nicht gerade förderlich für die Schaffung einer Vertrauensbasis und es dauerte lange, bis er mich beruhigt und davon überzeugt hatte, von meinem anfänglichen Vorhaben abzusehen.

Wir versteckten uns in dieser Nacht irgendwo im Wald, in der Hoffnung, die feindlichen Truppen würden uns nicht finden. Mit etwas Glück fanden wir ein passendes Schlaflager in einem ausgehöhlten Baumstamm. Wahrscheinlich einst vom Blitz getroffen und bis auf die äußeren Schichten ausgebrannt, schuf die Natur uns ein gutes Versteck.

Das Innere starrte vor Schmutz und es tummelten sich unzählige Insekten, doch ich zog Dreck und Krabbeltiere immer noch einer sich durch meinen Kopf bohrenden Kugel vor.

Wir erzählten uns gegenseitig von unseren Schicksalen. Er war schon seit einigen Monaten Waise und irrte auf der Suche nach Schutz umher. Immerhin war er jedoch alt genug, für sich selbst zu sorgen und sich von den Fängen der Soldaten fernzuhalten. Selbiges hätte ich allein wahrscheinlich nie geschafft - ich war froh, auf ihn getroffen zu sein. Er bot mir den Halt, den ich nach dem Verlust meiner gesamten Existenz benötigte, da er am eigenen Leib erfahren hatte, was ich durchmachte. So entwickelte sich zwischen uns schon innerhalb weniger Tage eine enge emotionale Bindung, wie ich sie so noch nicht erlebt hatte.

Unvermittelt kam mir das erste richtige Gespräch in den Sinn, das wir damals geführt hatten. Es hatte den Grundstein für eine solide Vertrauensbasis gelegt, von der ich vor Kurzem noch nichts ahnte.

„Wie heißt du eigentlich?“

„Ick?“

„Nee, der Tausendfüßler da im Dreck – natürlich du!“

„Jan.“

„Mhm...“

„Und du?“

„Ich?“

„Lass den Quatsch...“

„Nenn mich Pandorra.“

„Wie? Pandora?“

„Nee, Pandorra, mit kurzem >o< und doppeltem >r<.“

„Pandorra ... so...“

„Was is?“

„Was soll'n das für'n Name sein?“

„Mein Name. So heiß ich nun mal.“

„Glaub ich dir nich.“

„Na dann lass es halt.“

„Nee, im Ernst jetzt: Wie heißt du?“

„Nenn mich Pandorra!“

„Nee, deinen richtigen Namen will ich wissen.“

„Den mag ich nicht sagen, Pandorra ist mir lieber.“

„Mh .. na gut, dann eben Pandorra.“

„...“

Wir kannten uns nicht viel länger als einen Monat und doch würde ich mein Leben bedingungslos in Jans Hände legen, ohne auch nur den geringsten Zweifel daran zu hegen, dass er damit umsichtig umging.

Aber gerade deswegen sträubte sich alles in mir dagegen, „andere“ Gefühle für ihn zu entwickeln. Das würde alles nur verkomplizieren. Es verkomplizierte *immer* alles.

Dumme, kindische Schwärmereien, so etwas kann mir doch nicht passieren.

Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, dass er es genau darauf anlegte, auch jetzt in diesem Moment: Er wirbelte mich herum und verlagerte sein Gewicht in einem Ausfallschritt schließlich so weit nach vorn, dass ich mein Gleichgewicht verlor und mich rücklings in seine Arme sinken lassen musste. Ein leises Plätschern der Wellen verkündete das hilflose Strampeln meiner Füße auf der Suche nach Halt. Er senkte seinen Kopf zu meinem Ohr herab und sprach in einem lasziven Flüsterton: „Na los, Süße, ich schlage vor, wir tauschen ein bisschen Körperwärme aus und vertreiben die Kälte.“

Ich versuchte, nicht weiter über den Inhalt seiner Worte nachzudenken.

Stattdessen schlug ich ihm mit der flachen Hand vor die Brust und lachte. „Nee lass mal, irgendwann später vielleicht.“ Abrupt ließ er mich aus seinem Griff und ich hatte mich schon mit geschlossenen Augen auf die Bekanntschaft mit den seichten Wellen vorbereitet, die unsere Füße umspielten, als er in letzter Sekunde meinen Arm packte und meinen Fall stoppte, um mich wieder auf die Füße zu ziehen. „Na schön, ich nehm dich beim Wort.“, er grinste zufrieden und ich seufzte mit einer fächelnden Handbewegung: „Tu, was du nicht lassen kannst.“ – „Wie immer, mein Herzblatt.“

Ich streckte ihm zum erneuten Male die Zunge aus, was ihn dazu veranlasste, sich – ebenfalls zum erneuten Male – auf mich zu stürzen.

Die abendliche Sonne hatte dem Strandsand eine angenehme Wärme verliehen. Dennoch fühlte er sich auf der nassen Haut und der triefenden Kleidung unangenehm an, als wir uns zänkisch ringend über den Boden kugelten.

Als wir uns gegenseitig zur Genüge mit feinen Sandkörnern eingedeckt hatten, ließen wir voneinander ab und ich rollte mich lachend auf den Rücken, um Arme und Beine von mir zu strecken und für einen Moment die Augen zu schließen. Ich fühlte mich befreit. Die Grausamkeiten und Schrecken der Welt striff ich zu dieser Gelegenheit ab und erfreute mich an der Glückseligkeit des Augenblicks.

Jan warf sich stürmisch neben mir zu Boden, sodass ein Geschwader aus trockenem Sand aufstob und in feinen Wölkchen wieder herabrieselte. Ich drehte ruckartig den Kopf, damit sie mir nicht ins Gesicht wehten. "Du bist doof.", deklarierte ich mit fest zugekniffenen Augen. "Hab dich auch lieb.", erwiderte er und ich musste sein Gesicht nicht sehen, um zu wissen, dass sich darauf ein breites Grinsen befand.

Ich schnaubte verächtlich. Als ich die Augen wieder öffnete, umspielte ein Lächeln seine schmalen Lippen. "Nein, im Ernst: Hab dich lieb!", wiederholte er mit Nachdruck und stupste mir den Zeigefinger sacht gegen die Wange.

Gerade, als ich zur Antwort ansetzen wollte, geschah es:

Ein plötzlicher Druck breitete sich über den gesamten Strand aus, es war, als würde die Luft regelrecht zusammengequetscht – ein sausendes Geräusch erfüllte die Umgebung. Erst in einiger Entfernung, schwoll schließlich ein Laut an, den ich meinen Lebtag nicht würde vergessen können.

Mein Herz pochte mir von einer Sekunde auf die andere bis zum Hals, ich sah, wie Jans Gesichtszüge entgleisten und er die Hand, mit der er meine Wange berührt hatte, langsam sinken ließ.

Hätte ich nicht mit dem Gesicht gen Himmel gelegen, hätte ich es vielleicht übersehen, doch so sah ich das Übel herannahen wie eine obskure Art von

Todesstern. Schwarz, bedrohlich und völlig absurd hingen sie dort oben in der Luft.

Zuerst kaum erkennbar, dann vergrößerten sie sich zunehmend.

Ich war in eine Schockstarre verfallen - konnte keinen Muskel regen, während ich dieses Bild des Schreckens in mich aufnahm.

Ich hörte Jans abruptes Aufschreien, als er mich an den Schultern packte und mich unsanft auf die Füße zog, doch meine Beine gaben vor Überraschung einfach unter mir nach. Ich sah alles wie in Zeitlupe vor mir ablaufen, die Geräusche drangen gar nicht mehr zu mir durch.

Wo vorher noch das Rauschen der heranspülenden Wellen und unser unregelmäßiger, von der Rauferei angestrenzter Atem waren, war jetzt nur noch eine tonlose Stille, die mir auf ihre ganz eigene Weise dennoch ins Ohr zu brüllen verstand.

Und über allem lastete dieser unsagbare Druck. Ich wusste, dass etwas Grausames im Begriff war, über uns herzufallen.

Bereits einmal zuvor war es über meinem Kopf zusammengeschlagen - wie dunkel schimmerndes Wasser bei einem tobenden Sturm. Die Gischt spritzte damals über mein Gesicht – rot, warm und mit einem widerlichen Geruch nach Metall.

Doch diese Gischt verhieß immerhin Leben - sie teilte mir mit, dass das Meer mich in seinem Toben noch nicht verschlungen hatte. Wer konnte versprechen, dass wir erneut so viel Glück haben würden?

Nachdem ich einige Zeit unfähig war, mich zu bewegen, warf Jan mich kurzerhand über seine Schulter.

Das hatte er bereits zuvor an diesem Tag getan. Die Tatsache, dass die Stimmung in so kurzer Zeit so sehr umgeschlagen war, strotzte vor Absurdität. Die Schönheit des vergangenen Tages schien nun unendlich weit entfernt. Ich fühlte mich wie abgeschnitten von der Außenwelt, nahm alles nur verschwommen und wie durch

Milchglas wahr. Ein dumpfer Schmerz erfüllte mich, als seine Schulter sich in meinen Unterleib bohrte, während er mich hastig über den Strand hinweg trug. Doch der Schmerz vermochte nicht, mich zu erreichen – mich aus meiner eigenen kleinen Welt hervorzuholen und mich zurück in die Realität zu stoßen.

Jan blickte sich hektisch nach allen Richtungen um. Einfach nur fortzulaufen, hatte keinen Sinn, dazu war es zu spät. Stattdessen tat er etwas, das auf den ersten Blick völlig verrückt erschien: Er rannte in die Richtung, in die der Gefahrenherd einzuschlagen drohte.

Doch noch während seiner Bewegung geschah, was zu erleben uns mit Angst erfüllte.

Es hatte sich angekündigt und doch schien es in aller Plötzlichkeit über uns hereinzubrechen:

Erst verstärkte sich der Druck so stark, dass ich meinte, mein Kopf würde explodieren, wenn er ihm noch länger stand halten müsse und dann ging eine so starke Erschütterung über die Erde unter uns hinweg, dass es Jan von den Beinen riss und wir zusammen niederstürzten.

Kaum merklich zeitversetzt erreichte uns noch im Fallen der ohrenbetäubende Lärm, der mich die trübe Oberfläche der Ohnmacht durchstoßen und in die Realität auftauchen ließ.

Ein markerschütternder Knall hallte über uns hinweg und Seite an Seite robbten wir so schnell wie irgend möglich voran, um vor einer aufragenden Düne Schutz zu suchen.

Die Düne war kaum hüfthoch und der Sand gerade stabil genug, auf sich selbst aufzubauen und uns damit dürftig Deckung zu bieten. Unter dem belastenden Druck lösten sich davon sogar einige Stücke, doch es blieb keine Zeit, darüber nachzudenken.

Ich rollte mich in einer starren Fötus-Haltung zusammen - sämtliche Muskeln verkrampft - presste den Rücken gegen die Sanddüne hinter mir und umschlang meine, bis ans Kinn angezogenen, Knie fest mit den Armen. Die Stirn drückte ich

fest gegen meine Kniegelenke, als müsse ich mit dem entstehenden Hohlraum mein Gesicht schützen.

Ich bemerkte nicht einmal, dass ich bei der nächsten Erschütterung seitlich umkippte und im Sand liegen blieb.

Wie ich später feststellen sollte, hatte Jan sich sitzend - jedoch in einer aufrechten Position - mit dem Rücken so dicht wie möglich an die Düne gedrängt und die Augen geschlossen.

Er musste auf seiner Unterlippe gekaut haben, denn bei einer der folgenden Explosionen biss er sie sich blutig. Er schien es genauso wenig zu bemerken wie ich meine Gleichgewichtsverlagerung gen Boden.

Ich konnte nichts sehen und wollte es auch nicht, ich hatte die Augen so fest geschlossen, wie es mir möglich erschien. Der Druck war mittlerweile dem dröhnenden Gewitter der hernieder sausenden Bomben gewichen. Ja, es waren Bomben, die über die Stadt hereinbrachen, auf deren Mauer wir bis vor weniger als einer Stunde noch gesessen hatten, und die dort alles in Schutt und Asche legten. Der Krieg hatte uns eingeholt, die Unbeschwertheit, die wir über unser Leben zu legen versucht hatten, war nun vorüber, das Bangen um unser Dasein ging in die zweite Runde.

Hin und wieder glaubte ich, über unsere Köpfe hinweg das Fauchen umherfliegender Trümmer und das Geräusch ihres dumpfen Aufpralls im Sand zu vernehmen, doch ich wagte es nicht, meinen Blick über meine Knie hinweg zu heben, um diesen Sachverhalt zu bestätigen.

Ich weiß nicht, wie lange der Donnerschlag des Bombenhagels über uns hinwegfegte.

Es kam mir vor wie Stunden, in denen ich mit einer instinktiven Todesangst zu kämpfen hatte, die meinen gesamten Körper erfüllte - die in meinem Kopf keinen Platz mehr für einen einzigen klaren Gedanken ließ. Gern hätte ich mich noch - wenigstens gedanklich - von Jan verabschiedet, von der Welt und von dem

wunderschönen Meer, das unweit von mir brandete, als würden es die Angelegenheiten der Menschen gar nichts angehen. Ich wollte mich von allem verabschieden, das mir noch geblieben war, seit der Krieg mir das meiste genommen hatte. Doch es gelang mir nicht, meine Gedanken von dem Gebrüll über mir abzulenken – wie auch? Es war allgegenwärtig.

Und dann plötzlich, völlig ohne Vorwarnung, erfüllte Stille die Luft, die soeben noch vom Geheul der Bombenschläge erfüllt war. Es handelte sich um eine drückende, schwere Stille, an die meine Ohren sich gar nicht recht gewöhnen wollten. Das Nachklingen der Explosionen und ein gellendes Surren in den Ohren, glaubte ich für einen Moment, einen Gehörsturz erlitten zu haben. Doch dann hörte ich das beständige Rauschen des Meeres ganz in der Nähe. Ich fragte mich, ob mein Leben nun ausgehaucht war, oder ob mir die Schutzengel ein zweites Mal zur Seite gestanden hatten.

Ich verharrte einige Augenblicke. Nichts bewegte sich. Zu verängstigt, den Kopf zu heben lauschte ich meinem eigenen, unregelmäßigen Atmen und mein Herz blieb beinahe stehen, als dieses von irgendwo neben mir erwidert wurde.

Langsam löste ich mich nun doch aus meiner Starre, lockerte den Griff meiner Arme und die Anspannung in meinen Beinen und hob den Kopf. Die Sehnen und Muskeln in meinen Gliedmaßen seufzten, als sich die Verkrampfung in ihnen löste.

Als letztes öffnete ich die Augen und schaute mich um.

Zwar wagte ich es nicht, mich in eine aufrechte Position zu begeben, doch ich linste über meine Schulter hinweg und da saß er: den Rücken immer noch fest an die Düne gepresst, die Arme nach links und rechts ausgestreckt, die Finger in den Sand hinter sich verkrallt und die Augen fest verschlossen – aber vor allem: lebendig und scheinbar unversehrt.

Ich richtete mich langsam auf.

Ein seltsames Gefühl durchflutete mich - ganz so, als müssten sich meine Muskeln erst wieder daran gewöhnen, sich auf meinen stummen Befehl hin zu bewegen.

Ohne Sorgfalt strich ich mir einige Haarsträhnen aus dem Gesicht und begab mich in eine sitzende Position – die Beine hatte ich je links und rechts von mir angewinkelt und die Arme vor mir in den Sand gestützt.

Von dieser Bewegung aus seiner eigenen Starre geweckt, blinzelte Jan – er öffnete zuerst nur ein Auge, ganz so, als würde der Schrecken, den er damit aufnehmen konnte, halbiert, da er es ja nicht mit beiden ansehen musste. Sein eines Auge suchte und fand mich. Seine Gesichtszüge entspannten sich etwas, man konnte ihm ansehen, wie ihn die Erleichterung durchflutete. Schließlich öffnete er auch das zweite Auge, ließ sich ein wenig nach vorne sinken und schaute stumm zu mir herüber.

Wieder verging eine unmöglich abschätzbare Zeit, in der wir einander nur anstarrten und jeweils in unseren Köpfen die Gedanken losstürmen ließen.

Ich war es, die diese Stille unterbrach – zumindest löste ich die Bewegung aus, mit der er die Arme nach mir ausstreckte und mich an sich zog.

Zuerst vollkommen unbemerkt, flossen sie mir nun in heißen Bächen über die Wangen - ich spürte das Stechen der Tränen in meinen Augen und den schier riesigen Kloß, der meinen Hals zu verstopfen drohte. Außerdem war mir jegliche Wärme aus dem Körper gewichen und ich zitterte am ganzen Leib. Meine Handflächen bedeckte kalter Schweiß und meiner Kehle entrann sich ein elendes, beinahe tonloses Schluchzen, als die gesamte Anspannung der vergangenen Minuten von mir abfiel.

Als die Tränen mich schüttelten, zog er seinen Griff um mich fester und legte mir seine warmen Lippen an die Stirn. „Es ist okay. Wir haben einander, uns ist nichts passiert.“, flüsterte er mir mit ruhiger Stimme zu. Die Worte kamen ein wenig undeutlich, da sein Mund gegen meine Haut gepresst war, doch bereits seine Stimmlage wirkte sich beruhigend aus.

Er benutzte keine Floskeln wie „Alles wird gut.“ oder „Sei nicht traurig.“ und dafür dankte ich ihm stumm. Denn nichts war gut, schlimmer noch: Alles war schlecht.

Als meine Tränen versiegeten und nur noch vereinzelte Schluchzer meinen Körper erzittern ließen, hob ich kurz den Kopf, um in Richtung des Strandes zu blicken.

Was ich dort sah, trieb mir einen Schauer den Rücken hinunter: Der Sand war übersät von Trümmerteilen, Scherben und anderen Überresten der zerbombten Stadt.

Es fröstelte mich, als mir klar wurde, wie knapp wir dem Tod entgangen waren und ich presste mein Gesicht wieder zurück in den Stoff seines Shirts, um dem Anblick noch für ein paar weitere Augenblicke zu entgehen. Jan verstand das. Er strich mir sorgsam übers Haar und machte mir allein durch seine Anwesenheit Mut zum Weiterleben.

„Etwas läuft ganz gewaltig falsch in diesem Drecksstaat“, Jan stiebt in unserem Versteck auf. Es erzürnt ihn, solange still liegen zu müssen. „Still.“, zische ich eindringlich, „Willst du, dass sie uns finden?“

Jan setzt zu einer gepfefferten Antwort an, bevor er die Luft mit einem Seufzer aus seinen Lungen stößt und den Kopf schüttelt. „Natürlich nicht.“, entgegnet er in entschuldigendem Tonfall und sein Blick füllt sich mit Melancholie. „Es ist nur...“, er scheint nicht zu wissen, wie er den Satz fortsetzen soll.

„Ich weiß.“, erklingt meine Antwort und ich richte mich in eine kniende Position auf, um sein Handgelenk zu greifen und ihn zu mir herunterzuziehen. Resignierend lässt er sich neben mir in eine sitzende Haltung sinken.

Als ich sein Handgelenk wieder loslasse, richtet er das blasse Blaugrün seiner Augen auf mich und in seinem Blick erkenne ich Verzweiflung, die jedoch zunehmend einer wilden Entschlossenheit weicht.

„Weißt du was?“, fragt er plötzlich. Seine Stimme ist ruhig, aber bestimmt. Er wartet keine Antwort meinerseits ab, bevor er fortfährt: „Ich schieß auf diesen Staat.“

Es klingt wie eine Floskel, doch ich weiß es besser. Ich denke über seine Worte nach und darüber, was sie bedeuten. „Die Rebellion liegt im Sterben.“, sage ich nachdenklich, doch sein Blick lässt sich nicht erweichen: „Dann wird es Zeit für eine Reanimation!“

Scheinbar hat auch er bemerkt, dass seine Stimme lauter geworden ist, denn er räuspert sich bedächtig und schaut über seine Schulter hinweg durch den schmalen Spalt, der uns ins Innere des Baumstammes geführt hat. Draußen regt sich nichts, doch er verharrt noch einen Augenblick länger, bevor er fortfährt: „Es gibt immer irgendwo einen Widerstand – und wenn er noch so klein ist: Er verlangsamt.“

Seine Augen haben ein Funkeln angenommen, das so eindringlich ist, dass ich den Blick abwenden möchte, damit er mir nicht das Fleisch von den Knochen schält, doch ich starre ihm wie gebannt entgegen. „Das ist verrückt.“, stelle ich fest – damit rechnend, wegen dieser Aussage geschlagen zu werden. Doch nichts dergleichen geschieht, er wartet beharrlich, darauf, dass ich meine Ansichten weiter ausführe. „Wir laufen direkt in den Tod, wenn wir uns jetzt der Handvoll Widerstandskämpfer anschließen, die in diesem Land noch verblieben ist - es sind zu wenige, man wird uns zusammen mit ihnen ausrotten.“

Ich erwarte beinahe jede erdenkliche Reaktion: Zorn, Einsicht, Verachtung ... doch, was ich sehe, überrascht mich.

In seinen Augen liegt Verletzung und Enttäuschung. Seine Stimme ist tonlos. „Du willst also deine eigene Haut retten, statt für deine Ideale und Ansichten einzustehen?“

Ich schlucke. Etwas an der Art, wie er das sagt, macht mir ein furchtbar schlechtes Gewissen. Der verbliebene Tropfen Ehrgefühl in mir schreit, mich umzuentcheiden, doch er wird vom Tosen der Wellen meines Überlebensdranges übertönt.

Ich kaue auf meiner Unterlippe. Er wartet auf eine Antwort.

Kapitel II

Vorsichtig einen Schritt vor den anderen setzen:

Meine Beine zitterten und ich wurde das Gefühl nicht los, sie würden jede Sekunde unter mir nachgeben – ich fühlte mich wie ein kleines Kind, das zum ersten Mal seine Füße zum Gehen benutzen wollte.

Ein Seitenblick gen Jan ließ die Frage offen, ob es ihm ähnlich erging. Er hatte die Lippen so fest aufeinander gepresst, dass das Blut aus ihnen gewichen war und sie weiß schimmerten. Seine Kiefermuskeln wirkten angespannt und sein Blick war stur geradeaus gerichtet.

Seine Züge schienen versteinert in ihrer Ausdruckslosigkeit und der emotionalen Kälte, die sie ausstrahlten. Ich sehnte mich nach seinem stetigen, offenen Lächeln und seinen Albernheiten.

Der Nachmittag erschien mir wie eine ferne Erinnerung an längst vergangene Zeiten. Die Tatsache, dass es höchstens eine halbe Stunde her war, als er mich in die unbarmherzig kalten Wellen des Meeres geworfen hatte, ließ mich schwindeln.

Auf der einen Seite hätte ich Jan gern angesprochen, auf der anderen war mir gar nicht nach reden zumute.

Wir sahen uns in der Stadt – oder zumindest in dem, was davon übrig war – um.

Die meisten der Häuser waren bis auf das Fundament niedergerissen oder abgebrannt, bei einigen wenigen standen noch die Grundmauern – weniger als eine Handvoll hatten das zweifelhafte Glück kleinerer Einstürze an Haus und Hof. Auf der Straße, die wir entlangschritten, behinderten immer wieder kleine und große Trümmer unseren Weg, denen es auszuweichen galt.

Es war, als hätten Verderben und Tod sich Hand in Hand eine Schneise quer durch das Stadtbild geschlagen. Ich konnte unmöglich sagen, wie viele Bomben heruntergekommen waren, die Einschlagsradien griffen ineinander über, sodass es nirgends einen Platz gab, der unberührt geblieben war.

Links und rechts von uns türmten sich unzählige Verletzte, Tote und irgendetwas dazwischen.

Sie flankierten jeden unserer Schritte wie skurrile Soldaten, die einem vorbeischießenden – nicht minder skurrilen – Königspaar ihren Respekt zollten. Alle, die es vermochten, richteten ihre Augen in einer unheimlichen Starre auf uns.

Ich versuchte, meine Augen abzuwenden und mit aller Sorgfalt den Boden vor meinen Füßen zu betrachten, doch es gelang mir nur streckenweise, den bohrenden Blicken zu entkommen.

Zerstörte Menschen neben ihren zerstörten Häusern und ihren zerstörten Leben.

Spürbar wich langsam der erste Schock aus den Gemütern der Überlebenden.

Das leise, kehlige Stöhnen, das bis dato die Straßen erfüllt hatte, machte nach und nach anschwellenden Schmerzensschreien Platz. Eine animalische, markerschütternde Geräuschkulisse erhob sich wie eine aufwogende Welle. Ich zuckte zusammen und zog den Kopf zwischen die Schultern, als könnte ich meine Ohren so vor den Lauten verschließen. Meinen Blick dem dämmrigen Licht des späten Abends zuwendend versuchte ich, Ablenkung in den dunklen Wolken zu finden, die sich über den Äther zogen. Doch dies vermochte mir nur eine kurze Ablenkung zu sein.

Als mein Blick eine Frau streifte, die einen blutigen Fleischklumpen in den Armen wiegte, der einmal ein Baby gewesen sein mochte, drehte sich mir der Magen um. Selbst, als es mir gelang, mich abzuwenden, verschwand das Bild nicht aus meinem geistigen Auge.

Ich hielt es nicht mehr aus, mit meinen Gedanken allein zu sein, daher begann ich endlich eine Konversation:

„Was machen wir denn jetzt?“, es war eine pauschale Frage und doch die erste, die ich aus dem Strom meiner Gedanken herausfischen und an Land ziehen konnte. Ich war froh, überhaupt etwas gesagt zu haben.

Nach unserer Flucht hatten wir uns ein kleines Zwischenlager in dieser Stadt errichtet. Ein verwaistes Haus bot uns einen Unterschlupf und unter der Hand verdienten wir uns ein paar Groschen, die uns gerade so über Wasser hielten.

Nun war mit unserer Behausung auch unsere kleine Existenz dem Krieg zum Opfer gefallen - erneut.

Eines stand fest: Hier konnten wir nicht bleiben. Hier hatten wir keinerlei Überlebenschancen.

Wer würde uns noch unseren Lebensunterhalt garantieren können? Es gab nun zwar tausende Aufbauarbeiten zu verrichten, aber weder Menschen noch Gelder, um uns dafür zu entlohnen.

Nicht einmal Diebstahl würde uns am Leben erhalten – die Leute hier hatten ja selbst alles verloren.

Als Konsequenz blieb nur, sich einen neuen Ort zum Leben zu suchen. Das war uns beiden klar.

Als ich meinen Kopf drehte, um zu Jan aufzuschauen, hatte sich an seinem Gesichtsausdruck nichts verändert - nichts, das darauf schließen ließ, dass er meine Frage vernommen hatte.

Gerade, als ich zum Wiederholen meiner Worte ansetzen wollte, wendete er den Blick doch noch mir zu.

Seine Züge wirkten weiterhin angespannt und in seinen Augen verbarg sich eine unendliche Müdigkeit. Wie in Zeitlupe öffnete er den Mund, um etwas zu sagen, doch als sein Blick von mir abweichend ein Stück zur Seite rückte, veränderte sich seine Miene.

Vielleicht lag es daran, dass die Muskelabläufe seines Gesichts etwas an Tempo eingebüßt hatten, vielleicht daran, dass ich bereits ahnte, dass gleich das nächste Unheil über uns hereinbrechen würde, doch es kam mir vor, als könnte ich jede einzelne Regung seines Gesicht solange verfolgen, bis blankes Entsetzen darauf stand.

Ich wirbelte abrupt herum. Was ich sah, ließ mich einen Schritt zurücktaumeln. Abseits meines Bewusstseins spürte ich, wie Jan reflexartig nach mir griff und mich auf den Beinen hielt, als ich das Gleichgewicht zu verlieren drohte.

Direkt vor uns, den Blick fest auf uns gerichtet, stand ein Soldat. Er trug die - nunmehr etwas verschmutzte - aber noch klar erkennbare Uniform des Feindes und in einem Halfter an der rechten Seite seines Gürtels eine Waffe.

Ich konnte nicht genau sagen, welche Marke, ich kannte mich mit Waffen nicht aus und eigentlich war es mir auch egal - am Ende waren sie doch alle gleichermaßen tödlich.

“Jan, ich ... ich weiß nicht, ob ich das kann. Der Widerstand wird mit aller Wahrscheinlichkeit unser Todesurteil sein ... Wenn man uns erwischt, dann-”

“Was dann!?”, seine Stimme ist ein Peitschenknall - seine plötzlich aufwallende Aggression lässt mich erschrocken zurückzucken. Ich starre ihn mit aufgerissenen Augen an, doch er wartet ohnehin keine Antwort ab: *“Dann können wir sterben, willst du sagen! Na und? Und wenn wir nichts tun? Dann sterben wir doch trotzdem!”*

Ich lasse die Bemerkung für einen Moment im Raum stehen, doch als ich dazu ansetze, etwas zu erwidern, fährt er mir erneut dazwischen: “Willst du wirklich zulassen, dass ein gesichtsloser Staat uns mit sich in den Tod reißt, nur weil er in seinem Größenwahn meint, die Weltherrschaft an sich reißen zu können?”

‘Gesichtslos’ ist in diesem Fall keine Metapher. An der Spitze des Staates Letumelo steht zurzeit eine geheime Organisation, deren Fädenzieher sich als die ‘Erlöser aus dem Volk’ brüsten. Niemand kennt ihre Identitäten und genau das ist

ihr Grund zu glauben, dass sie im Krieg einen politischen Vorteil gegenüber anderen Ländern haben - dass sie diese dem Erdboden gleich machen oder für sich beanspruchen können.

Eine fatale Fehleinschätzung. Sie führen Letumelo in den Ruin - sie lassen zu, dass ihre Städte zerstört und deren Familien ausgelöscht werden. Das hatte nicht nur ich sondern auch Jan am eigenen Leib erfahren müssen.

Trotz unzähliger Fehlschläge sind diese Staatsmänner noch der festen Überzeugung, den vorherrschenden Krieg für sich entscheiden zu können. Ich verstehe nicht viel von Politik und militärischen Einsätzen, doch, dass das Wort 'Größenwahn' hier nicht allzu deplatziert zu sein scheint, leuchtet selbst einem kleinen Bürger wie mir ein.

Jan liegt eigentlich mit all seinen Ausführungen vollkommen im Recht, aber ...
"Ich weiß nicht, ob ich bereit bin, für meine Überzeugungen einzustehen, wenn ich in das Antlitz des Todes blicke und es zählt, nicht davor einzuknicken.", sage ich schließlich betrübt.

Ich sehe, wie Jans Muskeln sich etwas entspannen und wie er ein wenig abkühlt.
Sogar ein kurzes Auflachen entfährt seiner Brust, bevor er mir je eine Hand links und rechts auf die Schultern legt.

"Denkst du, ich fürchte mich nicht vor dem Tod? Meinst du wirklich, ich würde nicht einmal zögern, wenn ich in ein gezücktes Messer rennen würde?", sein Tonfall ist ernst, doch seine Lippen werden von einem sanften, kaum sichtbaren Lächeln umspielt. Ich glaube, Triumph in seinem Ausdruck zu erkennen und ich weiß nicht, ob ich ihm überhaupt widersprechen möchte.

Der Soldat trat einen Schritt auf uns zu und intuitiv presste ich mich enger an Jan.

Seine Haut war schmutz- und blutverkrustet und die schwarzen Locken, die ihm wild in die blauen Augen hingen, wirkten zerzaust und wie lange Zeit nicht mehr gekämmt. Ich fühlte mich in seiner Gegenwart unwohl.

Doch irgendetwas wollte so gar nicht zu seiner bedrohlichen, schmutzstarrigen Erscheinung passen.

Auf seinem Gesicht lagen ernsthafte Besorgnis und Verzweiflung.

“Ihr müsst mir helfen!”, flehte er, bevor Jan oder ich unsere Stimmen hätten erheben können.

Ich löste mich von Jan und machte einen Schritt auf den Soldaten zu, doch Jan hielt mich an der Schulter zurück. Seine Finger bohrten sich dabei unsanft in mein Fleisch.

“Wobei?“, fragte er skeptisch und obwohl ich sein Gesicht nicht sehen konnte, sah ich den misstrauischen Ausdruck darauf bildhaft vor meinem inneren Auge.

Der Soldat schien zu benommen, als dass es ihm auffiel, denn er antwortete ohne zu Zögern:

“Meine Frau ... sie ... wir wurden von den Bomben überrascht ... und dann war da dieser Trümmerbrocken ... und ... oh man...“, krampfhaft bemüht, aus dem sichtlichen Gewirr in seinem Kopf klare Sätze zu formulieren, gelang dem Soldaten nur unverständliches Stammeln.

“Du bist ein Soldat.“, stellte Jan trocken fest - er schien völlig unberührt von der Verzweiflung des Fremden zu bleiben, die Kälte in seiner Stimme ließ mich frösteln. “Was suchst du also mit einer Zivilistin in einem Gebiet, das von deiner eigenen Einheit attackiert wird?“

Ich sah, wie Tränen in den Augen des Soldaten aufzusteigen drohten. “Sie ... sie ist keine Zivilistin, sie war ... mit mir auf dem Einsatz und ...“, seine Worte gingen in einem tiefen Schluchzer unter. Er schien immer noch mit aller Kraft zu versuchen, die Fassung zu bewahren, doch er musste um jede Silbe kämpfen, die seine Zunge formte.

Einen Moment lang war die Luft zwischen uns von einem starren Schweigen erfüllt. Ich spürte, wie Jan um Worte rang. Er traute dem uniformierten Fremden nicht und hatte gewiss nicht vor, ihm zu helfen - wahrscheinlich suchte er nur nach einer Formulierung, die es ihm möglich machte, allzu bald von hier zu verschwinden und den Soldaten mit dem Rest der Stadtruine hinter sich zu lassen.

Einen Moment verharrte ich in dieser Stille, dann machte ich mich mit einem Ruck aus Jans Griff los und eilte ohne weiteres Zögern auf den fremden, verschmutzten Feind zu.

“Pandorra!”, ich hörte neben meinem Namen auch Jans Schritte, die mir nacheilten, doch ich blieb nicht stehen. Die Entfernung zum Soldaten überbrückt, legte ich diesem eine Hand auf die Schulter, wendete mich herum und durchbohrte meinen Freund mit anklagenden Blicken. “Wir müssen ihm helfen.” Als Jan zu einer Antwort ansetzte, schnitt ich ihm das Wort ab. “Jetzt!”, mein Tonfall ließ keinen Widerspruch zu und Jan schwieg tatsächlich.

Ich wendete mich an den Soldaten: “Wo ist deine Frau?”

Dankbarkeit durchflutete seine Züge und er sah aus, als wäre er mir am liebsten um den Hals gefallen, doch er beherrschte sich. Zitternd hob er eine Hand. “Da hinten ... da, bei dem eingestürzten Haus.”

Ohne auch nur eine weitere Sekunde zu verschwenden, eilte ich in die angezeigte Richtung - der Soldat war direkt neben mir. Ich musste mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass Jan uns folgte. Wahrscheinlich etwas widerstrebend und langsamer, aber immerhin kam er nach.

Während des Laufens spürte ich, wie sich die kalte Nachtluft auf die bloße Haut meiner Arme und meines Halses legte und wie jeder Lufthauch messerscharf durch meine immer noch feuchte Kleidung zu schneiden schien. Ich hatte meine Jacke in unserem Unterschlupf liegen lassen, als wir zuvor zum Betrachten des Sonnenunterganges auf die Stadtmauern geklettert waren - wer hätte ahnen können, dass ich sie noch einmal so nötig hätte gebrauchen können? Jetzt war sie

wahrscheinlich wie der Rest unserer wenigen Habseligkeiten den Bomben zum Opfer gefallen.

Die Straßenbeleuchtung war mit dem Bombenangriff ausgefallen und wäre der Soldat neben mir nicht zum Stehen gekommen, wäre ich wahrscheinlich schnurstracks an der Verletzten vorbeigelaufen. Die Schatten zwischen den Häusern wurden nicht einmal vom fahlen Silberschimmer des langsam aufgehenden Mondes durchdrungen.

“James ...? James, bist du das?“, fragte eine verunsicherte Frauenstimme zu meinen Füßen. Sie klang geschwächt. Ich senkte den Blick und entdeckte im Dämmerlicht eine schlanke Gestalt. Bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, dass es sich dabei um eine junge Frau handelte. Ihre Beine und ein Teil ihres Unterkörpers waren unter schwer aussehenden Trümmern eingeklemmt. Einige kleinere Brocken waren bereits fahrig zur Seite geschoben worden.

“Ja, ich bin hier - ich habe Hilfe mitgebracht.“, antwortete der Soldat namens James sanft, als er sich neben ihr auf die Knie fallen ließ und ihre Hand in seine nahm. “Wir holen dich da raus.”

Die Frau murmelte etwas Unverständliches, als ich mich gegenüber von James zu ihrer Linken herunterbeugte und sachte die Hände um das Gestein legte. James reagierte sofort und tat es mir gleich.

Irgendwo neben uns hörte ich ein resignierendes Seufzen.

“Auf drei ... eins...“ - “Warte...“, hörte ich Jans Stimme. Er trat auf mich zu, schob mich sanft zur Seite und umfasste meiner statt den Stein. “Du bist nicht stark genug, wenn wir den Stein nicht auf Anhieb heben können, kann es passieren, dass wir ihre Verletzungen verschlimmern. Hilf du ihr, sich unter dem Stein herauszuwinden, sobald wir ihn angehoben haben.“, wies er mich an.

Ich nickte - dankbar dafür, dass er sich nun doch zum Helfen entschieden hatte.

Sogleich kroch ich um Jan herum zum Kopfende der Frau.

“Bist du soweit? Wir befreien dich jetzt.”, im dämmrigen Licht konnte ich ausmachen, wie die Frau mir zunickte und die Muskeln in ihrem Oberkörper anspannte. Ich umfasste sie an der Hüfte und wartete auf das Kommando der beiden Männer.

“Auf drei ...”, wiederholte James, “Eins - zwei - DREI!”

Ich hörte, wie die beiden sich jeden Zentimeter mit dem Stein erkämpften. Der umfassende Kraftaufwand, den sie dazu aufbringen mussten, war anhand ihrer angestregten Atmung zu erkennen.

“Jetzt!”, presste Jan heraus, als der Stein eine passable Höhe erreicht hatte. Zeitgleich setzten die Frau und ich ein, sie unter dem Stein hervorzuschieben und zu -ziehen.

Sie stemmte sich mit den Armen Stück für Stück den Steinboden entlang, während ich versuchte, ihr meine Armkraft zur Unterstützung zu liefern.

Es musste sich um Millimeter gehandelt haben, doch die Füße der Frau waren gerade der drohenden Schwebelücke des Trümmerbrockens entkommen, als einem der Männer - ich vermochte nicht zu sagen, welchem - die Kräfte schwanden und er den Stein mit einem verzweifelten Aufstöhnen fallen ließ.

Dem Anderen - nunmehr allein mit der Masse des Steins - blieb nichts Anderes übrig, als ebenfalls loszulassen.

Mit einem dumpfen Aufschlag ging der Brocken zu Boden und ein schwacher Nebel aus feinem Staub waberte empor, als er an verschiedenen Stellen barst. Der einzige Grund, weshalb ich dies überhaupt aufnahm, war die Tatsache, dass mir der Staub in die Atemwege stieg und ich husten musste, damit er sich nicht weiter an meine Schleimhäute anschmiegte.

Das Kratzen aus meinem Hals wollte nicht verschwinden und als ich zu husten aufhörte, stiegen mir in einem Gefühl von Atemnot die Tränen in die Augen. Ein neuerliches Aufkeimen des Hustenreizes unterdrückend, räusperte ich mich.

James war in der Zwischenzeit zu seiner Frau herangekrochen, hatte eine Hand an ihre Wange gelegt und wog ihr Gesicht in seiner Handfläche.

“Bist ... bist du okay?“, seine Atmung ging schwer, das Heben des Trümmers hatte ihn Kraft gekostet.

Die Angesprochene versuchte, zu sprechen, doch ihre Stimme versagte. Was herauskam war nicht mehr, als ein tonloses Krächzen.

Sie benötigte einen zweiten Anlauf, um auf die Frage ihres Mannes zu antworten und dennoch klang ihre Stimme leise und brüchig:

“I-ich ... ich glaube, ich ... ich spüre meine Beine nicht mehr.“

Stille senkte sich über unsere kleine Gruppe, als die Worte schwer in die Dunkelheit hineinfielen.

Es dauerte einige Sekunden, bis James das Gespräch wieder aufnahm: “Das ... das ist der Schock.“, hörbar darum bemüht, die richtigen Worte zu finden versuchte er, sich seine Erklärungsnot nicht anmerken zu lassen. “Das Gefühl kommt schon wieder, wenn du dich etwas erholst hast - ganz bestimmt.“

Ich bestritt meinen Weg um die beiden herum, um mich neben Jan zu hocken. Wir schwiegen beide etwas betreten. Die Frau schaute James fest in die Augen, doch sie schien in der Dunkelheit keine Entscheidung darüber treffen zu können, ob er die Wahrheit sprach.

Schließlich seufzte sie, schüttelte den Kopf und meinte: “Ja, vielleicht hast du Recht ... hoffe ich.“

James zog sie in seine Arme und gab ihr anschließend einen Kuss auf die Stirn.

Ohne sie loszulassen, wendete er uns seinen Blick zu:

“Danke, dass ihr uns geholfen habt ... Ich bin übrigens James.“, stellte er sich selbst vor.

“Ich bin Pandorra.“, bei meinen Worten schaute ich zu meinem Freund herüber, um seine Meinung zu der Sache zu studieren, doch ich konnte seinen Gesichtsausdruck aufgrund der Lichtverhältnisse nur schemenhaft erkennen. “Und das hier ist Jan.“, fügte ich hinzu, als dieser keine Anstalten machte, für sich selbst zu sprechen.

Wir warteten einen Moment ab, ob auch die Frau sich vorstellte, doch James ergriff das Wort:

“Und mein kleiner Engel hier trägt den Namen Lucy.”

Ich zog eine Augenbraue in die Höhe, doch die Frau namens Lucy lachte nur schwach: “Lass den Schmalz, James.” Eine kurze Pause trat ein, bevor sie fortfuhr: “Hilf mir lieber mal hoch ... Ich kann nicht aufstehen.”, nur widerstrebend gab sie zu, dass sie nicht allein zu dieser Handlung befähigt war.

James zögerte nicht lange, ehe er kurzerhand je einen Arm unter ihren Nacken und ihre Kniekehlen schob und sie hochhob.

Mit einem zischenden Laut sog Lucy die Luft scharf durch ihre Zähne, scheinbar wurde sie in just diesem Moment vom Schmerz durchzogen, doch sie dachte nicht daran, das zu äußern.

“Was ... soll ich es lieber noch lassen?“, fragte James besorgt.

“Nee ... is schon okay ... Mach mal.“, kam die Antwort.

“Vielleicht sollten wir erst mal aus dieser Gasse raus, hier sieht man ja die Hand vor Augen kaum...“, schlug Jan vor und wir willigten ein.

Ich kaue unruhig auf meiner Unterlippe. Jan schaut erwartungsvoll zu mir herüber.

“Also?“, fragt er, als ihm die Pause scheinbar zu lang wird.

Ich zucke die Schultern. “Ich weiß nicht ... Es ist nicht sicher, sich den Rebellen anzuschließen...“, meine Sorgen sind noch nicht zerschlagen.

*“**Nichts** ist zurzeit überhaupt noch sicher.“, bekräftigt Jan, ohne jegliches Aufwallen von Wut.*

In seinen Augen spiegelt sich der pure Enthusiasmus für sein Vorhaben wider und ich weiß, dass ich ihn nicht davon abbringen könnte, auch nicht, wenn ich mich selbst vehement dagegen wehren würde.

Und eigentlich ... eigentlich ist der Widerstand die letzte Hoffnung für Letumelo. Was ist schon die Alternative? Jan hat Recht. Wenn wir uns nicht dem Widerstand anschließen, würden wir genauso Gefahr laufen, getötet zu werden.

So muss man dem Untergang wenigstens nicht tatenlos zusehen und kann den Versuch unternehmen, etwas zu ändern.

Was haben wir zu verlieren? Schließlich haben wir doch schon alles verloren.

Meine Eltern sind den feindlichen Soldaten zum Opfer gefallen und ich selbst konnte ihnen nur knapp entgehen. Jan hat ein ähnliches Schicksal durchlebt. Beide haben wir auf der Welt nichts mehr, für das es sich zu leben lohnt - ausgenommen unserem Leben selbst, versteht sich.

Schließlich hebe ich den Blick und sehe Jan fest in die Augen.

“Also gut. Und wenn ich dir bis in den Tod folgen muss, wir werden uns dem Widerstand anschließen.”, meine Worte klingen selbstsicher.

Jan lächelt und sein Lächeln verwandelt sich in ein Grinsen.

“Gut.”, entgegnet er zufrieden. “Und jetzt Schluss mit diesem melodramatischen Scheiß.”

Ich grinse zurück.

Kapitel III

Wir saßen um eine von James hergerichtete Feuerstelle herum, die gerade groß genug war, uns allen Licht und etwas Wärme zu spenden. Die Nacht hatte bereits ihren Weg über das gesamte Firmament bestritten und der Mond hing wie eine riesige Kugel aus fließendem Silber nur knapp über dem Horizont. Doch erschlich sich auf seinem Weg zum Zenit Zentimeter um Zentimeter vorwärts.

Auf dem Weg aus der Stadt hatten wir einen kleinen Zwischenstopp an unserem Unterschlupf gemacht, doch davon war nicht mehr als Schutt und Asche übrig geblieben. Jan wollte noch durch die Trümmer hindurch steigen, um ein paar Überreste unserer Existenz zu retten, doch ich konnte ihn davon abhalten, sich in der stockfinsternen Dunkelheit wohlmöglich noch zu verletzen.

Also waren wir unseren Weg ohne jegliche Habseligkeiten angetreten. James und Lucy hatten sich uns angeschlossen - ein Resultat, das Jan weniger begeisterte. Doch immerhin lieferte James unserer kleinen Gruppe den einzigen Proviant, der uns zur Verfügung stand. Die Ration, die er in seinem Rucksack mit auf den Einsatz genommen hatte, war zwar nur auf eine einzelne Person ausgelegt, doch sie würde schon eine Weile ausreichen.

Lucy hatten wir auf den einzigen Schlafsack gebettet, der James zur Verfügung stand. Wir wollten nicht riskieren, dass sie unterkühlte. Ihr Zustand hatte sich bisher nicht gebessert und einige der Wunden wollten nicht aufhören, zu bluten. Im Schein der Flammen wirkte das frische Blut beinahe schwarz. Es jagte mir einen Schauer über den Rücken, als ich es betrachtete, also wendete ich den Blick schnell wieder ab.

“Danke, dass wir uns euch anschließen durften.”, ergriff James das Wort, als eine Weile des Schweigens eingekehrt war. Er hatte aus seinem Rucksack eine Dose Trockenfleisch gekramt, griff nun einmal hinein und reichte sie dann an Lucy weiter.

Diese betrachtete den Inhalt des Gefäßes mit gerümpfter Nase, schien einen Augenblick zu überlegen und reichte die Dose dann weiter an mich. "Du musst essen, Schatz, sonst kommst du nicht zu Kräften.", seufzte James besorgt. Doch Lucy schüttelte nur abwehrend den Kopf: "Ich mag das Zeug aber nicht."

"Wieso wollt ihr überhaupt mit uns kommen? Ihr seid es doch, die auf der Seite der Regierung stehen - ihr seid doch genauso Schuld an diesem Angriff wie diese dummen Kinder da oben, die meinen, sich die Zeit mit'n paar Kriegsspielen vertreiben zu können.", lenkte Jan das Thema wieder zurück, als hätte der Wortabtausch zwischen James und Lucy nicht stattgefunden.

James schluckte die Worte meines Freundes und zögerte einen Moment, bevor er antwortete:

"Ja ... das ist korrekt, aber ... uns war nicht klar, dass -"

"WAS? Dass Menschen sterben könnten, wenn ihr Bomben auf sie abwerft? Dass dieser Krieg ein Machtspielchen ohne Gleichen ist? Oder dass ihr selbst betroffen sein könntet?", fuhr Jan ihm plötzlich dazwischen. "Das ist es doch, oder? Jetzt, wo es plötzlich euer eigener Arsch ist, den ihr in Gefahr seht - da fällt euch ein, dass Krieg eine beschissene Art ist, Spiele zu spielen!"

James blieb die Sprache aus und auch Lucy war vollständig versteinert - beide starrten sie mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Schuldbewusstsein über das Feuer hinweg zu Jan. Das Orangerot des Feuerscheins zuckte über ihre regungslosen Gesichter.

"Jan ...", ich machte einen Versuch, die Lage zu beruhigen, doch weiter kam ich nicht, da er nun auch mir das Wort abschnitt: "Nix Jan!", schnauzte er.

"Ach, macht euren Scheiß doch alleine, ich hab kein' Bock mehr auf den Mist.", mit diesem Worten stob er von seinem Sitzplatz auf und wirbelte herum, um von der Feuerstelle wegzustapfen. Dabei stolperte er über einen Ast, der sich im hohen Gras verborgen hatte.

Flüche ausstoßend kämpfte er um sein Gleichgewicht, trat so kräftig gegen das Hindernis, dass es in einem hohen Bogen davon flog und stampfte anschließend weiter gen Dunkelheit.

Eine entsetzte Stille senkte sich zwischen uns, die wir am Feuer verblieben.

“Verzeiht ... er ...”, versuchte ich schließlich zu erklären, doch James winkte ab.

“Schon okay ... irgendwie hat er ja Recht.”

Ich zögerte. “Weshalb ... seid ihr uns denn nun eigentlich gefolgt ... ich meine ... wieso habt ihr euch nicht allein aufgemacht? Zumindest müsstet ihr dann die miese Stimmung hier nicht ertragen.”, fügte ich schnell hinzu.

Lucy zuckte die Schultern. Es überraschte mich, dass sie von sich aus zu reden begann, statt wie üblich James das Wort zu überlassen. Ich brauchte einen Moment, bis ich überhaupt begriff, dass es ihre Stimme war, die sich erhob. “Naja ... die Welt ist voller Gefahren, an jeder Ecke könnte jemand oder etwas lauern, der oder das uns nach dem Leben trachtet. Da ist man zu viert sicherer als zu zweit ... und man kommt besser voran.”, schloss sie etwas leiser an.

“Jan traut uns nicht über den Weg, aber es ist uns wirklich ernst.”, erklärte James.

“Uns wurde immer eingetrichtert, dass wir das Richtige tun, wenn wir unser Vaterland beschützen - auch, wenn wir dazu Schläge gegen Zivilisten ausführen müssen. Aber unsere Einheit hat uns einfach im Stich gelassen, als wir ihre Hilfe am dringendsten gebraucht hätte.”

“Ich hatte schon eine Weile meine Bedenken...”, räumte Lucy ein und James lugte neugierig zu ihr hinüber. “Sie schienen sich ihres Sieges immer sicherer zu sein und sie wurden übermütiger in ihren Befehlen...”

Erst jetzt wurde mir wieder klar, dass James und Lucy nicht in der Einheit Letumelos kämpften. Eigentlich waren sie ja feindliche Soldaten - gesandt von einer der anderen Mächte, die das Land nunmehr umstellten.

“Ist der Krieg wirklich schon so weit fortgeschritten?”, hakte ich nach. “Ich meine ... ich wusste, dass wir -”, ich räusperte mich - ich durfte mich nun nicht mehr als Teil dieses Staates ansehen. “- dass Letumelo unterliegt, aber ich dachte nicht, dass sich das alles hier schon dem Ende neigt.”

James und Lucy tauschten einen Blick. Wieder war es James, der zu reden begann: “Der Krieg ist noch lange nicht vorbei... Ich würde sogar sagen, dass er

gerade erst anfängt ... zumindest beginnt es jetzt, richtig schmutzig zu werden. Wenn die Regierung Letumelos realisiert, dass ihre Karten nicht so gut stehen, wie sie anfangs dachten, werden sie mit aller Macht daran arbeiten, das Ruder doch noch herumzureißen.“

Ich verstand: “Umso wichtiger, sie aufzuhalten und den Widerstand aufleben zu lassen!”

“Exakt.”, entgegnete James nickend.

Die wichtigsten Gespräche waren damit beendet und wir saßen noch eine Weile schweigend da und starrten ins Feuer - jeder hing wohl seinen eigenen Gedanken nach.

Begleitet von dem Knacken und Zischen des feuchten Feuerholzes, versuchte ich, über unser weiteres Vorgehen nachzudenken, doch meine Sinne wandten sich immer wieder dem in die Dunkelheit entschwundenen Jan zu.

Seufzend streckte ich noch ein letztes Mal meine Handflächen der prasselnden Wärme entgegen, bevor ich mich erhob. James und Lucy richteten ihre Blicke fragend auf mich.

Ich zuckte die Schultern und deutete mit einer vagen Handbewegung auf die Dunkelheit hinter mir.

“Ich glaube, ich werde mal nach ihm sehen...“

Die beiden nickten zustimmend und ich wandte mich um.

Ich hatte nur wenige Schritte gehen müssen, um aus dem Licht der Feuerstelle zu treten und die wohlige Wärme, die von dieser ausging, hinter mir zu lassen.

Ein Blick zurück verriet mir, dass James näher zu Lucy herangerutscht war, um ihre Verletzungen zum erneuten Male unter die Lupe zu nehmen. Uns allen war klar, dass sie wahrscheinlich nie wieder laufen würde, doch James wollte diese Tatsache nicht wahr haben - noch weniger als Lucy selbst.

Er hatte sich den Abend über rührend um die Versorgung ihrer Wunden gekümmert und es traf ihn hart, dass er nichts weiter tun konnte, um ihre Genesung zu unterstützen.

Ich wandte mich von diesem Bild ab, das mir wie eine schlechte Metapher für die Mischung aus Verzweiflung und Entschlossenheit vorkam, die uns umgab.

Ich konnte nur erahnen, in welche Richtung sich Jan davon gemacht hatte und hoffte einfach, dass er nicht zu weit gekommen war ... und keine Kurven eingeschlagen hatte.

Beinahe wäre ich über denselben Ast gestolpert, an dem auch er zuvor hängen geblieben war, ich konnte mich jedoch gerade noch rechtzeitig abfangen.

Das kniehohe Gras teilte sich sanft, als ich hindurchschritt. Es machte den Anschein, als würde es sich vor mir verneigen wollen. Der kühle Windhauch, der hie und da mal blies, malte zusätzlich abstrakte Muster in das nächtlich blauschimmernde Meer aus Halmen.

Ich musste nicht weit gehen, um Jan wiederzufinden.

Am Rande eines Abhangs hatte er sich ins Gras gesetzt, die Hände aufgestützt und starrte nun mit dem Rücken zu mir ins Nichts. Gerade, als ich mich ihm lautlos nähern wollte, ließ er sich zurücksinken und legte sich mit ausgebreiteten Armen rücklings nieder, um den Sternenhimmel zu schauen.

Ich trat bis zu ihm heran. Als er keine Reaktion auf meine Anwesenheit zeigte, ließ ich mich neben ihm nieder.

Ich zögerte einen Augenblick, bevor ich mich in entgegengesetzter Richtung auf dem Rücken ausstreckte, sodass sich jeweils zur Linken unseres Kopfes der des Anderen befand.

Jan machte nicht den Anschein, als hätte er meine Anwesenheit überhaupt wahrgenommen - lange Zeit sprach niemand von uns ein Wort. Ich tat es ihm gleich und betrachtete den beinahe schwarzen, kaum bewölkten Himmel, sowie den Mond, der immer weiter aufstieg.

Grashalme ragten seitlich in mein Gesichtsfeld - die Wiese auf der wir lagen war lange Zeit nicht mehr benutzt worden - von jeglicher Menschenhand unberührt wuchs die Natur wild und ungezähmt.

Und dennoch war sie wunderschön. Ich fühlte mich wohl in ihrer Gegenwart.

Die Augen schließend sog ich den Geruch der Nacht in mich auf.

Es vergingen weitere Augenblicke, bevor ich eine Bewegung neben mir wahrnahm.

Als ich die Augen aufschlug, hatte Jan sich in eine sitzende Position aufgerichtet - ein wenig nach vorn gebeugt und die Unterarme auf den Knien abgelegt.

Ich drehte den Kopf in seine Richtung, ohne mich aufzustützen, sagte jedoch nichts.

Auf seinem Gesicht spielte das silberne Mondlicht mit den tiefen Schatten der Nacht - eine recht eindrucksvolle Art, seine markanten Gesichtszüge zu unterstreichen, wie ich zugeben musste.

Ohne einmal zu blinzeln, oder eine weitere Regung zu zeigen, starrte er abwesend in die Dunkelheit.

Gerade, als ich ansetzen wollte, doch noch etwas zu sagen, öffnete er den Mund:

“Tut mir leid, Kleines, ich wollte dich nicht so anfahren.”

Ich war mir sicher, dass er den Ausbruch gegenüber James und Lucy bewusst aussparte, doch ich ging nicht weiter darauf ein. “Ist schon okay.”, entgegnete ich, während ich mich nun doch noch aufsetzte. Ich musste mich drehen, um ihn ansehen zu können.

“Was siehst du in unserer Zukunft?”, fragte er unvermittelt.

Ich zögerte - hatte das Gefühl, diese Gespräche schon tausendmal geführt zu haben und doch klang die Frage dieses Mal anders in meinen Ohren.

“Wir ... schließen uns dem Widerstand an ... schätze ich?“, es klang mehr wie eine Frage als eine Antwort.

“Ja ... und dann? Wenn wir den Widerstand gefunden haben? Wird er groß genug sein, dass er etwas ausrichten kann? Und wenn nicht? Und wenn er zwar etwas ausrichtet, aber das ins Nichts führt ... oder in den nächsten Krieg ... in einen Bürgerkrieg? Was dann? Ist dann irgendwas besser?”

Es machte mich etwas perplex, diesen Ansturm von Fragen gerade aus seinem Mund zu hören.

Schließlich war bisher immer er derjenige gewesen, der fest entschlossen an diesen Zielen festgehalten und mich dazu überredet hatte, mit ihm zu ziehen.

“Ich ... verstehe nicht ganz...“, setzte ich vorsichtig an. “Gerade jetzt, wo sogar das Militär bekehrt zu werden scheint ... da kommen dir Zweifel auf? An unserer Seite stehen zwei Soldaten, die den Krieg leid sind. Wie viel Bestätigung braucht unser Vorhaben denn noch?”

Er wendete sich zu mir um. Tiefe Schatten fielen über sein Gesicht, als er sich vom Schein des Mondes fort drehte, um mich anzusehen. “Ja, du hast ja Recht ... Es ist nur ...”

“Nur was?“, hakte ich nach.

“Manchmal kommen mir einfach Zweifel ... Ich will unbedingt den Widerstand unterstützen und diesem sinnlosen Abschlachten ein Ende bereiten ... aber ich weiß einfach nicht, ob das möglich ist ... und immer, wenn ich diese Zweifel habe, fühle ich mich verloren ... als hätte ich niemanden, an den ich mich wenden könnte.”

“Du kannst dich an mich wenden!”

“Sicher ... aber bist du überzeugt von diesem Vorhaben, oder ziehst du nur mit, weil ich dich damals unter Druck gesetzt habe?”

Ich schluckte - dachte über seine Frage nach. Gründlich.

Schließlich schüttelte ich den Kopf. "Nein, ich bin mit dir unterwegs, weil ich es so will und weil ich es für richtig halte, die Korruption und Mordlust in unserer Regierung zu stoppen. Alles, was du getan hast, war es, mir den Anstoß dazu zu geben - du hast mich nicht unter Druck gesetzt."

Er schaute mich eindringlich an, versuchte, in meinen Augen und Worten eine Lüge zu entdecken und ich gab mir alle Mühe, Entschlossenheit widerzuspiegeln.

"Der Krieg hat unsere Familien ausgelöscht - was kann man uns denn jetzt noch nehmen?", fragte ich, um meine Entschiedenheit zu unterstreichen.

"Er könnte mir dich nehmen..."

"Mh?"

"Nichts..."

Ich schaute ihn aus zusammengekniffenen Augen an und legte den Kopf schief.

Er sah ein wenig traurig zu mir herüber, doch seine Worte waren so leise gewesen, dass ich ihn nicht hatte verstehen können.

Er schien keine Anstalten zu machen, seine Aussage zu wiederholen.

Es trat wieder eine Weile der Stille ein, in der ich in seinen Augen zu lesen versuchte und er die Mauern, die seine Gedanken umgaben immer höher zog.

Kapitel IV

“Wacht auf! H-HILFE!”

Die Worte drangen nur schwach an mein Ohr - ganz so, als schwämme ich tief unter der Wasseroberfläche in einem unendlichen, schwarzen See. Das Wasser um mich herum schluckte jeden Ton, der von außen auf mich einzustürzen suchte. Ich murmelte etwas, doch auch mein Mund ließ sich nicht öffnen. Nur ein schwaches Knurren entrann meiner Kehle.

Eine Weile da sitzend und die Sterne beobachtend hatten Jan und ich am Vorabend nur noch wenige Worte gewechselt - die meisten davon waren mit Belanglosigkeiten angefüllt gewesen.

Als wir von der Müdigkeit überrannt worden waren, hatten wir beschlossen, wieder zum Lager zurückzukehren.

Das Feuer war bereits heruntergebrannt gewesen und James und Lucy hatten friedlich Seite an Seite neben den glimmenden Überresten des Holzscheites geschlummert.

Als ich mich niedergelegt hatte, um zu schlafen, hatte ich noch einen heimlichen Blick gen Jan geworfen.

Er hatte vorgegeben, zu schlafen, doch ich wusste genau, dass er noch wach war. In Wirklichkeit wollte er James und Lucy nicht aus den Augen lassen. Er traute ihnen noch immer nicht über den Weg...

“HILFE!”

Da war es wieder. Lauter dieses Mal. Ich durchstieß die Oberfläche meine Trance und fand zurück in die Realität. Der tiefe Schlummer, der sich um mich gelegt hatte wie eine Decke, ließ sich nur schwer abstreifen. Ich fühlte mich gerädert und erschöpft. Der harte Boden bereitete mir Schmerzen und der Schlafmangel machte meinen Kopf schwer.

Nur langsam schlug ich die Augen auf und war kurz geblendet von den Strahlen des ersten Tageslichts.

Ich blinzelte ein paar Mal, um das letzte Bisschen Schlaf zu vertreiben. Als ich mich vorsichtig auf einen Ellenbogen stützte, um einen Überblick über meine Umgebung zu erlangen, bot sich mir ein überraschender Anblick:

Lucy hatte beide Arme schützend vor sich ausgebreitet und direkt davor stand ein Hund. Die Vorderläufe durchstreckend, hatte er den Kopf etwas gesenkt und die Ohren angelegt. Aus seiner Kehle war ein bedrohliches Knurren zu vernehmen. Nein ... kein Hund - ein Wolf.

Und er war nicht allein:

Ein Rascheln ließ meinen Blick in eine andere Richtung schnellen. Dort hatte ein zweiter Wolf seinen Kopf in James' Rucksack geschoben und machte sich soeben über unseren Proviant her.

Ein weiterer Blick zeigte mir Jan, der ebenso benommen wie ich gerade erst aus dem Schlaf stob und sich einen Überblick über die Lage verschaffte. James war von seinem Schlafplatz neben Lucy gewichen. Scheinbar hatte er sich im Schlaf hin- und hergewälzt. Nun lag er etwas abseits im hohen Gras. Sein leises Schnarchen drang schwach zu mir herüber.

Schlagartig klärte sich mein Verstand.

Wir befanden uns in einer echten Gefahrensituation und wenn nicht bald jemand etwas unternahm, würde Lucy dem Hunger des Wolfes zum Opfer fallen.

Der Geruch ihres Blutes musste die beiden Raubtiere angelockt haben und nun dürstete es sie nach Beute.

Ich kam in eine kniende Haltung, ließ mich nach vorn sinken und krabbelte vorsichtig auf den Wolf vor Lucy zu.

“Bist du wahnsinnig!? Das Viech bringt dich um! Pandorra!”, Jans Stimme war ein hohes Zischen, bei dem der Wolf den Kopf hob. Er schaute erst zu Jan und dann zu mir - wo sein Blick auch hängen blieb.

Ich ignorierte die Warnung und näherte mich dem Wolf weiter.

Dieser ließ von Lucy ab und drehte sich zu mir herum. Ich sah ihm fest in die Augen, ohne mich aufzurichten. Er schien sich von meinem Blick hypnotisieren zu lassen ... oder er versuchte seinerseits, mich unter Hypnose zu setzen.

“Sshhh. Ganz ruhig. Braves Tier.”, meine Stimme war sanft aber eindringlich.

Ich wusste, dass Tiere den Sinn unserer Worte nicht verstanden, aber sehr wohl erkannten sie an unserer Tonlage und unserer Gestik, wie wir ihnen gesonnen waren.

Ich bemühte mich, eine dominante, jedoch nicht aggressive Haltung einzunehmen. Es war wichtig, keinen Angriff zu provozieren, dem Wolf jedoch auch nicht zu zeigen, dass ich ihm unterliegen würde, sobald er mich attackierte.

“Du willst uns doch nichts tun, oder? Ihr habt doch nur Hunger, oder?”, ich redete weiter beruhigend auf ihn ein - war nun nur noch eine halbe Armlänge von ihm entfernt.

Er hatte den Kopf leicht gehoben und die Ohren aufgestellt - beäugte mich misstrauisch.

“Ja, das ist wahr.”, bestätigte ich mich selbst. *“Das ist alles. Ihr wollt uns nicht angreifen.”*

Ich streckte dem Wolf langsam meinen Arm entgegen - den Handrücken nach oben zeigend, um ihn meinen Geruch wittern zu lassen.

Er setzte eine Pfote vor, dann eine zweite. Dabei war er beinahe genauso zaghaft, wie ich in meinen Bewegungen. Aus der Nähe konnte ich sein struppiges, schwarzgraues Fell und seine glänzenden, tiefschwarzen Augen eingehend betrachten.

Er streckte sich lang, um an meiner Hand zu schnuppern - bereit jeden Moment wieder zurückzuzucken, wenn von mir eine Gefahr ausging.

“So ist’s recht, alter Junge, ich will dir nichts Böses.”

In diesem Augenblick nahm ich im Augenwinkel eine Bewegung wahr und glaubte erst, es müsse sich dabei um den zweiten Wolf handeln.

Doch gerade, als das Tier vor mir seinen Kopf nach der Unruhe drehte, vernahm ich ein metallisches Klicken.

Ich riss die Augen vor Entsetzen weit auf, doch es war zu spät. Das Geschehen lief vor mir wie in Zeitlupe ab und ich konnte nichts tun. Es war, als würde ich einen Film betrachten, in den ich nicht eingreifen konnte.

Ein nahezu ohrenbetäubender Knall ertönte. Ein weiteres Klicken. Ein weiterer Knall.

Noch ehe der zweite Schuss verhallt war, brach der Wolf direkt vor mir zusammen. Seine nasskalte Schnauze striff meine Fingerknöchel, als er an ihnen vorbei zu Boden ging.

Blut sickerte direkt aus seinem Kopf in sein Fell. Die toten Augen starrten mich leer an. Es schien mir wie eine Anklage. Mir drehte sich der Magen um.

Ich musste mich nicht umsehen, um zu wissen, dass auch der zweite Wolf im Gras zusammengesackt war.

Eigentlich gab es jetzt nur eines, nach dem meine Augen den Lagerplatz absuchten...

Jan hielt den rechten Arm vor sich ausgestreckt - in der Hand eine Waffe, mit dem Zeigefinger den Abzug und mit dem Daumen den Schlaghammer umklammert. Sein Gesicht war eine steinerne Maske.

In meinem Hals hatte sich ein Kloß gebildet und meine Augen füllten sich mit heiß brennenden Tränen.

“Was soll der *SCHEIß!*!?” , schrie ich. In der aufkeimenden Wut löste sich die Enge in meinem Hals. Hasserfüllt starrte ich ihn an.

Er schien einen Moment zu brauchen, um die Situation zu begreifen. Die Emotionen auf seinem Gesicht schwankten zwischen Überraschung und Empörung.

“Hast du ne Macke!?” , fuhr er mich schließlich fassungslos an. “Ich hab dir grad das Leben gerettet!”

Er ließ die Waffe sinken, hielt sie aber fest umklammert, so als wüsste er nicht, dass sie noch da war.

“Nein!” , ich setzte Druck hinter diese Silbe. “DU hast gerade grundlos ein Lebewesen getötet!”

“Bist du jetzt eigentlich völlig bescheuert!?” , er schien meine Reaktion noch immer nicht nachvollziehen zu können.

Lucy schaute hilflos zwischen uns hin und her, betrachtete kurz die erschossenen Wölfe und dann wieder unseren Streit.

Aus dem Augenwinkel heraus konnte ich sehen, wie sich eine Gestalt aus dem hohen Gras erhob. Erst dachte ich an einen weiteren Wolf, doch es stellte sich heraus, dass nun auch James wach geworden war. “Was zum ... was ist hier eigentlich los?” , seine schlaftrunkene Stimme drang nur schwach an mein Ohr. Ich schenkte ihm keine Beachtung.

“Er hätte uns nichts getan!” , ich gestikulierte in Richtung des toten Fellhaufens vor mir. “Sie beide hätten uns nichts getan!”

“Dein *Leben* war in Gefahr, begreifst du das nicht?!”

“War es *nicht!*!”

“Außerdem haben sie unsere Vorräte beinahe leer gefressen!”

“Sie hatten *Hunger!*!”

“Na und!? Dürfen sie uns deshalb verhungern lassen oder gleich zerfleischen!?”

Ich schnappte nach Luft, um eine weitere gepfefferte Antwort nachzusetzen, doch ich behielt sie schließlich für mich.

Ohne ein weiteres Wort erhob ich mich von meinem Platz, wirbelte herum und verließ die Gruppe, wie es Jan am Abend zuvor getan hatte.

Die Tränen, die zuvor in meine Augen gestiegen waren, rannen mir erst jetzt in schmalen Bächen über die Wangen. Meine Schritte waren zügig.

“Pandorra!”, ich hörte meinen Namen irgendwo hinter mir, doch ich reagierte nicht.

Jan fluchte. James murmelte etwas, das ich nicht verstand, weil ich bereits außer Hörweite schritt.

Ich musste nicht weit laufen: Am Rande eines nahegelegenen Waldes fand ich Zuflucht. Mich hinter einem der Bäume sinken lassend zog ich die Knie bis ans Kinn und umschlang sie mit beiden Armen.

Ich verbarg das Gesicht an meinen Beinen und schluchzte.

Ich wusste nicht, was mich am meisten beunruhigte - der Tod der Tiere oder die Tatsache, dass es jemand aus unserer kleinen Gruppe gewesen war, der sie ermordet hatte. Wir, die wir uns gegen den Krieg und die Waffengewalt auflehnen wollten - wir hatten zwei unschuldigen Lebewesen das Leben genommen.

Ich hasste es, wenn ein Lebewesen sinnlos zu Schaden kam. Ich verstand, dass es manchmal notwendig war, Tiere zu töten, weil sie in der Nahrungskette unter uns standen. Gerade zu Kriegszeiten konnten wir darüber froh sein, überhaupt etwas zu Essen zu haben, da durften wir nicht wählerisch sein.

Doch ich empfand es als verabscheuungswürdig, dass ein Mensch ein Tier tötete, nur, weil es ihn störte.

Es verstimmte mich bereits, wenn jemand eine Mücke tötete, weil diese ihn stach oder stechen könnte.

Und wenn jemand ein denkendes Wesen mit einem voll entwickelten Nervensystem erschießen kann, dann frage ich mich, wie weit der Schritt noch ist, auch einen Menschen hinzuschlachten. In unserer Welt sind es nicht die Tiere, die eine Bedrohung darstellen - es sind die Menschen, die gefährlich sind.

Ich stieß den Gedanken von mir. Diese Stimme, die in meinem Kopf von Zeit zu Zeit das Wort ergriff, beunruhigte mich manchmal. Sie klang so bitter, so zynisch - ich war nie ein freudestrahlender Mensch gewesen, doch diese misstrauischen und misanthropischen Eingebungen hatte ich bis vor Ausbruch des Krieges selbst nicht von mir gekannt. In letzter Zeit besuchte dieses Monster mich häufiger - was mochte das bedeuten?

Ich saß eine Weile da, ohne mich zu rühren. Wartete, dass die Tränen versiegeten und die Schluchzer sich ebenfalls einstellten.

Anschließend hob ich den Kopf aus seiner Stütze und betrachtete mir meine Umgebung. Die Lichtung, auf der ich saß, strömte eine idyllische Ruhe aus.

Das dichte Blätterdach ließ die Sonnenstrahlen des Morgens nur in einem gescheckten Spiel aus Licht und Schatten auf den Waldboden hernieder rieseln.

Hier und dort knackten ein paar Äste unter raschelndem Gebüsch, wenn sich ein Tier durchs Unterholz schlich. Der Geruch, der mich hier umfing, war nicht anders zu beschreiben als "grün". Er wirkte sich beruhigend auf meine Nerven aus.

Ohne Wissen darüber, wie lange ich so saß, vernahm ich hinter mir ein Rascheln und drehte den Kopf ruckartig herum.

Ich entdeckte James, der sich mit einer Hand gegen den Baumstamm stützte, an dem ich mit dem Rücken lehnte.

"Bist du okay? Wie geht's dir?", fragte er vorsichtig, als er sich neben mir ins Gras setzte.

Ich drehte den Kopf wieder in die Ausgangsposition und starrte ins Nichts. Der positive Einfluss, den die Natur auf mich nahm, war wie weggespült.

“Besser als den Wölfen.”, meine Stimme war bitter und abweisend. James seufzte.

Er schien einen Moment darüber nachzudenken, was er nun sagen sollte. Ich machte keine Anstalten, ihn dabei zu unterstützen.

“Weißt du ...”, begann er schließlich, “... ich glaube, du hattest Recht. Ich glaube, dass die Wölfe uns nichts getan hätten.”

“Was du nicht sagst.”, ich wandte nun doch noch den Kopf und schaute ihm in die Augen. Erst glaubte ich fest daran, dass er mir nur gut zusprach, damit ich mich wieder etwas abkühlte, doch in seinem Gesicht konnte ich ausschließlich Aufrichtigkeit erkennen. Ich konnte nicht sagen, ob er nur ein verdammt guter Schauspieler war oder es wirklich ehrlich meinte.

Er zog traurig die Stirn in Falten. “Wir ... also Lucy und ich ... wir haben das Militär verlassen, damit dieses sinnlose Töten aufhört. Ich halte es für schockierend, dass sich dann sogar in den schmalen Rängen des Widerstands Gewaltbereitschaft findet.”

Ich musterte ihn misstrauisch. Die Tatsache, dass er damit genau meinen Gedankengang aussprach, ließ mich in meiner Entschlossenheit etwas wanken.

Eine Weile der Stille trat zwischen uns ein. Als James spürte, dass ich mich zu dem Thema nicht mehr äußern wollte, fuhr er fort:

“Naja ... wir haben beschlossen, dass wir weiterziehen. Wir packen nur unsere letzten Habseligkeiten zusammen und brechen dann auf. Wir wählen die Route durch den Wald.”

Ich nickte ihm trübsinnig zu. “Gut. Ich warte hier.”

Als er aufstand, um zurück zu unserem Nachtlager zu gehen, hielt ich ihn auf.

“James?”

Er hielt in seiner Bewegung inne und drehte den Kopf zu mir herum. “Mh?”

“Wie geht es Lucy?”

Er zögerte einen Moment, schluckte und antwortete erst dann: "Nicht gut, schätze ich ... ich glaube, die Wunden entzünden sich. Und wir haben nichts, womit wir sie säubern könnten."

Ich senkte den Blick. "Verstehe. Das tut mir leid ..."

"Ist ja nicht deine Schuld...", James zuckte hilflos die Schultern, wandte sich dann um und ging zurück zu den Anderen.

Nein, es war wirklich nicht meine Schuld, aber ich fühlte mich trotzdem schlecht.

Ich hatte eine Weile warten müssen, bis die Anderen zu mir aufschlossen. James trug Lucy und Jan lief mit etwas Abstand hinter den beiden her.

Als sie nur noch ein paar Meter von mir entfernt waren, drehte ich mich herum und schritt voran.

Es fanden keine nennenswerten Gespräche statt. Hin und wieder murmelten James und Lucy sich unbedeutende Satzketten zu, doch auch diese verebbten nach und nach, bis schließlich vollständige Stille in unserer Gruppe eingekehrt war.

Mir sollte es recht sein - ich zog es vor, keine weiteren Wortabtausche führen zu müssen.

Doch dieses Schicksal sollte mir nicht allzu lange vergönnt sein.

Als ich gerade verträumt einem von unseren Schritten aufgescheuchten Reh nachschaute, das sich in die Tiefen des Waldes flüchtete, stolperte ich über eine Wurzel.

Sie hatte sich erst mit der raschelnden Seitwärtsbewegung einiger herbstlich bunter Blätter offenbart, die bereits ihren Weg gen Waldboden angetreten hatten.

“Fuck”, fluchte ich noch im Flug, als plötzlich eine Hand nach meiner Schulter griff und mich vor einer unsanften Bekanntschaft mit dem Waldboden zurückhielt.

“Vorsicht, mein Herzblatt.”, feixte eine wohlbekannte Stimme. Sie gehörte zu der Hand.

Obwohl das trockene Laub gewöhnlicherweise jeden Schritt verriet, hatte ich ihn gar nicht herannahen hören.

Als mein fester Stand wieder gesichert war, stieß ich ihm so heftig den Zeigefinger vor die Brust, dass mir der Schmerz bis ins Handgelenk schoss. Er sollte ruhig wissen, dass meine Wut noch nicht verebbte.

“Was ist denn dein PROBLEM!?”, er blieb in einer Armlänge Entfernung zu mir stehen.

Ich unterdrückte den Impuls, wütend aufzustampfen. “DU bist mein Problem!”, entgegnete ich hitzig und wirbelte herum, um zornig vondannen zu stapfen.

Doch er hielt mich davon ab: “Nein, DU bist einfach nur ein verzogenes Gör, dem man es nicht recht machen kann!”

James und Lucy waren ein Stück hinter Jan und Pandora zurückgeblieben und im Gegensatz zu den beiden schienen sie den kleinen Ausflug durchs Grüne zu genießen.

James hielt Lucy fest in seinen Armen und ermüdete nicht, sie über sämtliche Wurzeln hinweg zu tragen. Sie hatte ihre Hände in seinem Nacken verschränkt, um sich aufrecht halten zu können.

Ihrer aschfahlen Haut konnte man entnehmen, dass ihre Verletzungen sich verschlimmert hatten. Dennoch bemühte sie sich um ein fröhliches Auftreten, ihr Lächeln wirkte ehrlich.

Wie einstudiert gingen ihre und seine Blicke synchron durch die Luft und ineinander.

Sie gaben ein hübsches Bild der Harmonie ab.

“Wie war das!?” , entgegnete ich giftig, als ich wieder herumschoss - den Blick fest auf Jan gerichtet.

Meine Stimme drohte, in ein heiseres Zischen zu kippen.

“Wiederhol, was du gerade gesagt hast!” , ich betonte die Silben einzeln in gefährlicher Ruhe und jede unterstrich ich mit einem Schritt auf ihn zu.

Doch ich trat zu nah an ihn heran. Als ich wenige Zentimeter vor ihm zum Stehen kam, kam er nicht umhin, auf mich herabzublicken.

Das nahm meinem Auftritt den gewünschten Effekt.

Er hatte es auch bemerkt - sein Mundwinkel zuckte kurz, als unsere Blicke sich trafen. Obwohl es nur eines Sekundenbruchteils bedurfte, bis er wieder zur völligen Ernsthaftigkeit zurückgekehrt war, machte dieser Anflug von Hohn mich rasend.

“Verzogenes Gör.” , wiederholte er ausdruckslos und mit frostiger Stimme.

Ich stieß ein kehliges Knurren aus, packte ihn am Saum seines Shirts und zerrte ihn zu mir herunter, um den Größenunterschied auszugleichen und meine Bedrohlichkeit nicht weiter leiden zu lassen.

Lucy atmete tief ein und ließ sich vom Duft der sie umgebenden Flora umströmen. Geschlossenen Auges lehnte sie sich gegen James' Schulter und ließ sich über Wurzeln und anderes Geäst hinwegführen. Sie seufzte wohligh, legte ihre Hand über die seine, an ihrem Nacken befindliche, und schmiegte sich enger an ihn.

James lächelte milde zu ihr hinunter und hauchte ihr einen sanften Kuss auf die Stirn

“Lass mich los oder ich muss dir weh tun.”, Jan hatte seine Finger sorgfältig um mein Handgelenk gelegt - die zum Gelenk gehörige Hand hatte sich wiederum an den Stoff seines Shirts geklammert.

Er bemühte sich darum, seine Stimme weiterhin ruhig zu halten, doch es schwang ein Keim des Zorns in seinen Worten mit. Mich daran erfreuend, dass er mir eine Angriffsfläche bot, ergriff ich jenen Keim:

“Tu nicht so, als stünde es in deiner Macht, mir weh zu tun.”

Sein Blick verfinsterte sich zusehends, sodass wir einander allein mit unseren Augen Blitze zuwerfen konnten. Innerhalb weniger Sekunden schien sich die Luft in unserer unmittelbaren Umgebung statisch aufgeladen zu haben.

Weit ab von diesem elektromagnetischen Feld durchlebten James und Lucy einen schönen Tag fernab aller Sorgen.

James hatte sich unter einer ausladenden Buche niedergelassen - Lucy weiterhin auf seinem Schoß wiegend.

Sie hatte noch immer seinen Nacken umschlungen, um sich Halt zu sichern. Mit der Spitze ihres Schuhs malte sie abstrakte Muster in den Untergrund des Waldes.

Die beiden sahen einander tief in die Augen und hüllten sich in zärtliches Schweigen.

Ich unterdrückte einen heiseren Laut des Schmerzes, als Jan seinen Griff um mein Handgelenk spürbar fester zog. Stattdessen stieß ich die Luft aus meinen Lungen und machte mich mit einem Ruck von ihm los. Erneuter Schmerz durchzuckte mich.

Mit der nun freien Hand stieß ich ihm vor den Brustkorb, um ihn ins Taumeln zu bringen. Er fing sich schnell wieder, bevor auch nur daran zu denken war, das Gleichgewicht zu verlieren.

Anschließend machte er wieder einen Schritt vor, griff um mich herum und packte mich fest im Genick. Ich spürte, dass er versuchte, mich von den Füßen zu ziehen, doch ich stemmte mich mit aller Kraft gegen die Aufwärtsbewegung, während ich versuchte, mit zu Klauen geformten Händen nach ihm zu schlagen.

Er hielt mich mit ausgestrecktem Arm vor sich, damit ich ihn nicht direkt attackieren konnte.

James ließ sich den Wind zum einen und den nahen Atem seiner Liebsten zum anderen über das Gesicht streifen. Er fuhr Lucy zärtlich durch das glatte Haar, zwirbelte eine einzelne Haarsträhne zwischen Zeigefinger und Daumen und ließ sie wieder fallen.

Das Laub unter ihnen wisperte in einer fremden, unverständlichen Sprache, als James sein Gewicht so verlagerte, dass Lucy näher zu seinem Körper rutschte.

Er strich ihr eine samtglänzende Haarsträhne aus dem Antlitz und näherte sein Gesicht dem ihren bis auf wenige Zentimeter - die Lippen von einem milden Lächeln umspielt.

Ich nutzte Jans Griff um meinen Nacken, um mich plötzlich und mit meinem vollen Gewicht nach hinten fallen zu lassen, den Unterkörper hochzustemmen und das rechte Bein durchzustrecken wie ein Fußballer, der einen Ball zu erwischen versucht.

Ich landete einen Tritt gegen seinen Unterkiefer und unverzüglich trieb ihm der Schmerz die Tränen in die Augen.

Er ließ mich so unvermittelt los. Als der Gegendruck verschwand, verlor ich das Gleichgewicht und landete unsanft auf dem Boden. Jan selbst war ebenfalls rücklings zu Boden gestürzt und hielt sich nun schmerzverzerrt das Kinn.

Der Schmerz musste schnell Zorn weichen - als sein Blick mich traf, lief mir ein eiskalter Schauer den Rücken hinunter und ich wusste, dass es übel für mich ausgehen konnte, wenn der nächste Schlag saß.

James vergrub seine linke Hand in den Haaren seiner Liebsten, um sie zu sich hinunterzuziehen. Mit der rechten stützte er sich am Waldboden ab.

Lucy legte ihre Hände auf seine Schultern.

Die Gesichter der beiden näherten sich bis auf wenige Millimeter, bevor ihre Lippen sich trafen und die beiden einen leidenschaftlichen Kuss ausfochten.

Lucy schloss die Augen und genoss das Kribbeln, das ihren Bauch durchflutete. James tat es ihr gleich.

Jan war aufgesprungen und machte nun einen Satz auf mich zu - die Arme ausgestreckt und den Körper bis in den letzten Muskel angespannt stürzte er sich auf mich wie eine Raubkatze.

Mit fest zusammengekniffenen Augen versuchte ich, mich seitwärts aus der Gefahrenzone zu rollen, doch sein Angriff erwischte mich trotzdem.

Mit seinem linken Knie in meiner Magengrube schürte er mir die Luftzufuhr und meine Handgelenke fixierte er je zur linken und rechten Seite am Boden.

Ich wand mich in seinem Griff, hatte jedoch keine Chance, mich von ihm loszumachen.

James und Lucy hatten längst vergessen zu zählen, wie viele Sekunden vergangen waren, in denen sie auf höchst pikante Art und Weise Speichel austauschten.

Es dauerte jedenfalls lange genug, bis die beiden sich wieder voneinander lösten und sich erneut einen Wettbewerb im dem-Anderen-in-die-Augen-starren lieferten.

James seufzte und zog Lucy enger an sich, gab ihr einen Kuss aufs Haupt und vergrub seine Lippen in ihren Haaren. Die Arme um ihre Hüfte schlingend hauchte er:

“Oh, Lilly. Ich-”

Mit einem resignierten Seufzer gab ich den nutzlosen Widerstand auf und schaute zu Jan hinauf. Seine Augen fokussierten mich in frostigem Graugrün. Wir verharrten einige Sekunden in Bewegungslosigkeit und lieferten uns ein Blickduell.

Die Spannung, die zuvor noch durch die Luft geschossen war, zog sich zusammen wie ein Stück Metall in der Kälte, nur, um sich anschließend in aller Plötzlichkeit explosionsartig wieder auszubreiten.

Jan löste seinen Griff um eines meiner Handgelenke und legte eine Hand an meine Wange.

Ich nutzte die gewonnene Freiheit, um ihn erneut am Shirtsaum zu packen und zu mir herunterzuziehen - dieses Mal jedoch, um ihn in einen Kuss zu verwickeln.

Dieser wurde zu allem Überfluss auch noch erwidert.

Obwohl mir langsam der Atem ausging, war er es, der sich zuerst löste.

Als er versuchte, seinen Kiefer zu öffnen, um einen Zungenkuss auszutauschen, stöhnte er schmerzvoll auf und zog sich zurück. Er ließ sich zurückfallen, um in eine sitzende Position zu gelangen und sich den Kiefer zu halten.

Fast tat es mir leid, einen Schlag gegen ihn gelandet zu haben.

Ein Laut wie ein Peitschenknall hallte durch den Wald, gefolgt von einem überraschten "Aua!", als Lucy James eine schallende Ohrfeige verpasste.

"Sag mal, hast du sie noch alle!?", fauchte sie schließlich erbot und schob sich mit ausgestreckten Armen von ihm fort.

"Dasselbe könnte ich dich fragen!", entgegnete der Gescholtene, der sich keiner Schuld bewusst war.

"Du ... du bist einfach unmöglich! Arschloch!", Lucy kochte.

Mit aller Kraft, die sie aufbringen konnte, zog sie sich am Baumstamm entlang aus James Reichweite und blieb ein Stück abseits sitzen, um ihn böse

anzufunkeln. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und gegangen, doch das stand nicht in ihrer Macht.

James rieb sich die geschundene Wange, ehe er seinerseits auf die Beine kam. Er versuchte sich zu erinnern, was sie so in Rage gebracht hatte, doch er konnte seine eigenen Worte nicht rekonstruieren.

“Hysterische Ziege...”, murmelte er.

“VERPISS DICH!”, Lucy nahm den erstbesten Stock, den sie greifen konnte und warf ihn nach James. Wie konnte er es wagen, den Namen seiner Ex-Freundin an sie zu richten?

Obwohl ihn das Wurfgeschoss nicht traf, machte er auf dem Absatz kehrt und stapfte fluchend davon.

“Du hast mich voll erwischt.”, selbst während des Sprechens verzog Jan vor Schmerzen das Gesicht.

Anschließend bewegte er den Unterkiefer zwischen Daumen und Zeigefinger, um auszutesten, wie stark die Verletzung war.

Ich richtete mich in eine sitzende Haltung auf und stützte mich mit leicht nach hinten versetzten Armen ab.

“Hattest es verdient.”, entgegnete ich kühl, setzte jedoch ein schiefes Grinsen auf.

Er zog eine Grimasse und verdrehte die Augen. Er versuchte sich dennoch daran, das Grinsen zu erwidern, dies endete jedoch in einer weiteren schmerzerfüllten Grimasse.

Ich konnte nicht sagen, wie lange wir daraufhin beisammen gesessen hatten, ohne ein Wort zu sprechen.

Es musste eine halbe Stunde vergangen sein - vielleicht eine ganze.

Keiner von uns beiden schien sich die Mühe machen zu wollen, ein geeignetes Gesprächsthema zu finden, um die Situation zu retten. Wir hingen beide eher unseren Gedanken nach und versuchten, unser Gefühlschaos zu normalisieren - Ninjas, zumindest vermutete ich, dass auch Jan das tat. Der Kuss kam mir noch immer seltsam unreal vor, wie in einem Traum.

Zwischen den Fingern zwirbelte ich das am Waldboden befindliche Gras - den Blick sorgfältig auf mein Tun gerichtet. Jan lehnte rücklings an einem der umstehenden Baumstämme, scharte mit dem Fuß auf dem Boden und prüfte von Zeit zu Zeit den Schmerz, den ein Ziehen oder Schieben seines Unterkiefers verursachte. Manchmal zog er dabei die Luft scharf ein.

Abgesehen davon war unser Atem das einzig zu Vernehmende.

Gerade, als ich den Blick heben und mich nach dem Verbleib von Lucy und James erkundigen wollte, hörte ich irgendwo hinter meinem Rücken keuchenden Atem und Laufschritte.

Als ich mich herumdrehte, entdeckte ich den auf uns zueilenden James.

Der Ausdruck in seinem Gesicht ließ mich kurz erstarren. Ein seltsam kalter Schauer rann meinen Rücken hinab, als er näher kam.

“Pandorra! Jan!”, ertönte sein Rufen, als er beinahe auf unserer Höhe angelangt war.

Schock und Angst standen ihm deutlich im Gesicht, als er versuchte, neben uns zum Stehen zu kommen. Doch seine Beine gaben unter ihm nach und er fiel auf die Knie.

Schnaufend fing er seinen - ebenfalls vorankippenden - Oberkörper mit ausgestreckten Armen ab.

Er zitterte am ganzen Leib, starrte ausdruckslos zu Boden und rang mit den Tränen.

Völlig perplex blinzelte ich ein paar Mal. Mein Hals schnürte sich zu, als Panik in mir aufzusteigen drohte.

“Was ... James? Was ... ist los?“, stammelte ich überrumpelt. Auch Jan schien völlig irritiert von diesem Bild purer Verzweiflung. “Wo ... äh ... ist Lucy?“, hörte ich ihn fragen.

“Lucy ist ... da war Blut ... und ... irgendwie ... das müssen Wölfe gewesen sein ... oh Gott ... so viel Blut ... ich weiß nicht ... wie kann das...? Oh, Lucy ...“, während er antwortete, sank James weiter nach vorn, rollte sich zusammen und verschränkte die Arme über seinem Kopf.

Die letzten Worte waren eher unverständlich, da er das Gesicht im Gras vergrub.

Ein Schluchzen schüttelte seinen gesamten Körper.

Ich schaute auf und suchte Jans Blick. Auch er schien nicht sonderlich schlau aus dem stotternden Soldaten zu werden, denn er zuckte nur bedrückt die Schultern.

Mir wurde bewusst, dass keine weitere Frage zu einem Ergebnis würde führen können - James würde sich wahrscheinlich nur noch schlechter fühlen, also hakte ich nicht weiter nach.

Ich machte Anstalten, mich aufzurichten. “Ich gehe mal nachsehen...”

Doch Jan hielt mich zurück: “Nicht! Ich ... ich mach das schon. Bleib du hier bei James. Ich gucke nach.”

Ein beklemmendes Gefühl erfüllte meinen Brustkorb - je weiter sich Jan von uns entfernte, desto höher schob es sich wie ein Kloß meinen Hals hinauf, um mir die Luftzufuhr abzuschnüren.

Ich schaute ihm noch eine Weile nach, bevor ich mich wieder an James wandte - er hatte sich nicht gerührt, seit ich den Blick von ihm abgewendet hatte.

Nicht recht wissend, was ich sagen oder tun konnte, kaute ich unruhig auf dem Nagel meines Daumens.

Letzten Endes entschied ich mich, zu schweigen - mir würde ohnehin nichts Aufmunterndes einfallen, solange ich nicht wusste, worum es eigentlich ging.

Beinahe hoffnungsvoll blickte ich in die Richtung, in die Jan verschwunden war, doch er ließ auf sich warten.

Plötzlich erschien mir die warme Mittagsluft, die mich eben noch umgeben hatte wie eine ferne Erinnerung. Kälte war mir in die Glieder gekrochen und entzog meinem Körper von dort aus alles Leben. Was geschah hier nur? Mir wurde übel.

Selbst die goldenen Sonnenstrahlen des Morgens hatten sich immer weiter von dichten Wolken vertreiben lassen, die ich durch das Blätterdach hindurch dabei beobachten konnte, wie sie sich über den Himmel zogen und die Welt verdunkelten.

Gerade hatte ich mich mit Jan noch schlimm gestritten, mich dann in einen emotionalen Kuss gestürzt und nun fühlte ich mich so einsam wie noch nie - verloren in einem Meer der Unwissenheit.

Bei dem Anblick, den James abgab, war ich mir zudem nicht sicher, ob ich die Informationen kennen wollte, mit denen Jan zurückkehren würde.

Falls er zurückkehrt...

Ein Gedanke, den ich mit einem Kopfschütteln schnell wieder vertrieb. Was sollte ihm schon passieren?

Dasselbe, was Lucy passiert ist!

Ich schüttelte den Kopf erneut - energischer dieses Mal. Ich musste diese Stimme unbedingt zum Schweigen bringen, bevor sie mich wahnsinnig machte.

Ich schaute zu James hinüber, doch sein jämmerlicher Anblick sorgte nicht wirklich dafür, dass ich mich besser fühlte. Unruhig rutschte ich auf meinem Platz hin und her - die Stelle, an der Jan zwischen den Bäumen verschwunden war, nicht aus den Augen lassend.

Dass tatsächlich eine schattenhafte Gestalt unter den tiefhängenden Ästen der beiden Nadelbäume hindurchtrat, realisierte ich es erst mit einigen Augenblicken Verzögerung.

Er musste sich ducken, um nicht im Dickicht hängen zu bleiben.

Doch selbst, als er aus dem Zwielflicht des Buschwerkes heraus trat, bedeckte ein dunkler Schatten sein Gesicht.

Ich sprang unvermittelt auf und rannte zu Jan hinüber. Dabei wäre ich beinahe über den noch immer zusammengekrümmten James gestolpert. "Was ... was ist passiert!?", fragte ich, als ich vor ihm zum Stehen kam. Der Ausdruck auf seinem Gesicht wirkte aus der Nähe betrachtet nochmal ein ganzes Stück finsterer.

"Wir müssen hier weg..."

Es gefiel mir nicht, dass er nicht auf meine Frage einging.

"Was - ist - pas-siert?", ich betonte jede Silbe einzeln und schaute ihm tief in die Augen - versuchte, die aufkeimende Panik zu unterdrücken.

Er erwiderte meinen Blick ausdruckslos. "Das willst du nicht wissen."

"Wo ist Lucy?", ich ließ nicht locker. Jan nickte mit dem Kopf in die Richtung, aus der er gekommen war, würdigte die Frage jedoch keiner Antwort. Als ich Anstalten machte, an ihm vorbeizustürmen, packte er mich so grob bei der Schulter, dass mir der Schmerz durch den Körper schoss. "Oh nein, das wirst du *nicht*.", seine Stimme war ein gefährliches Zischen.

"Spinnst du!?", ich machte mich mit einem Ruck von ihm los.

Wenn er mir keine Antworten geben konnte, dann musste ich sie mir eben selbst holen. Ich stieß ihn schroff zur Seite und bahnte mir meinen Weg an ihm vorbei.

Er taumelte vor dem überraschenden Treffer zurück und brauchte einen Moment, um sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. "Pandorra! WARTE!", sein lautstarker Protest ging irgendwo hinter mir unter. Das Blut rauschte so schnell durch meinen Kopf, dass ich kein anderes Geräusch mehr aufnehmen konnte.

Ungeachtet der Zweige, die sich in meinen Haaren verfangen und mir Gesicht und Arme zerkratzten, eilte ich durch das Unterholz. Sicher würde ich mein Handeln noch bereuen, doch ich musste einfach wissen, was mit Lucy geschehen war.

Einen Wimpernschlag später stürzte ich auf eine Lichtung, an der Jan und ich zuvor vorbei gekommen waren, als wir uns gestritten hatten.

Keine Sonne brach hier durch das Blätterdach und sprenkelte die Umgebung mit gleißenden Lichtflecken - der Morgentau auf den Blättern wirkte trist und leblos.

Inmitten dieser grauen Idylle lag etwas, das den Anschein erweckte, als hätte es die morgendliche Belebtheit aus der Szenerie gesogen.

Auf den ersten Blick sah es aus wie ein Haufen Lumpen, der in schwarze Farbe getaucht worden war.

Als ich einen Schritt nach vorn machte, spürte ich einen Widerstand unter meinem Schuh, der mich hinabblicken ließ. Ein tonloser Schrei entrang sich meiner Kehle, als ich den Fuß hob, um zu sehen, auf was ich da getreten war.

Eine menschliche Hand öffnete sich unter meiner Schuhsohle, als ich von den Sehnen stieg, die sie angespannt hatten.

Entsetzt starrte ich auf das abgetrennte Körperteil. Haut und Fleisch waren geradezu zerrissen, der Knochen war brachial vom Rest des Armes abgebrochen worden.

Ich konnte den Blick nicht von der Hand losreißen. Ich wusste, wem sie gehörte, doch ich wollte es nicht wahrhaben.

Mit weichen Knien stakste ich auf die bewegungslose, in zerfledderte Kleider gehüllte Gestalt zu, die dort auf dem Waldboden lag. Je näher ich an die Leiche herantrat, desto intensiver wurde der Geruch nach Blut und Tod. Irgendwann war

er so allgegenwärtig, dass ich meinte, mein Mund sei mit Münzen gefüllt, die mir die gesamte Frischluftzufuhr verwehrten.

Eigentlich wollte ich auf dem Absatz wieder kehrtmachen. Ich wollte mir nicht ansehen, was aus meiner Weggefährtin geworden war. Ich wollte aus diesem Albtraum endlich aufwachen.

Den Atem anhaltend beugte ich mich über den blutgetränkten Lumpenhaufen, der offenbar mit dem Rücken zu mir lag - das war nicht allzu leicht erkennbar, selbst, als mein Blick an der Stelle hängen blieb, an der einst Lucys Gesicht gesessen haben musste.

Stattdessen fand sich dort nun nichts weiter als eine kraterartige Masse aus Fleisch, Blut und Schlimmerem. Ihr Hals ähnelte einer Kluft, durch die man bis auf die Halswirbel blicken konnte, während der restliche Inhalt unsauber herausgezerrt worden war und nun entweder über ihrem ebenfalls offen klaffenden Brustkorb hing oder in der Umgebung verteilt lag wie die Hand, auf die ich zuvor getreten war. Weiter konnte ich den Blick nicht schweifen lassen.

Als sich zu allem Überfluss auch noch eine Hand auf meine Schulter legte, als befände ich mich in einem schlechten Horrorfilm, hatte mein Adrenalin-Spiegel seinen Höhepunkt erreicht. Obwohl klar war, dass es sich dabei nur um Jan handeln konnte, wischte ich sie hektisch ab und wirbelte zu ihm herum.

“Ich hab dir doch gesagt, du sollst dir das nicht ansehen.”, erklärte er mit gefasster Stimme.

Es machte mich wütend, dass er so ruhig blieb.

“Bist du IRRE!? Wie kannst du nur so locker bleiben!? Lucy ist TOT!”, ich drehte mich herum und starrte noch immer fassungslos auf die zerfetzte Leiche. Mir war schwindelig und mich ergriff das Gefühl, ich würde jeden Moment von den Füßen kippen.

“Da hast du deine Wölfe!”, sagte Jan so abfällig, dass ich ihn am liebsten erneut geschlagen hätte. Doch dazu fehlte mir die Kraft. “DAS sollen Wölfe gewesen sein?”, ich war völlig perplex.

“Klar, was dachtest du denn? Dass sich irgendwelche Soldaten so viel Zeit beim Morden lassen?”

Darauf wusste ich keine Antwort. Ich schaute noch einmal zur Leiche herunter, dann zu Jan.

“Aber ... aber ... ein Wolf würde doch nicht ... wieso-”

“Dafür haben wir jetzt keine Zeit!”, fuhr mir Jan dazwischen und packte mich grob am Handgelenk.

“Wir müssen weiter und James hier wegbringen, bevor er uns auch noch über’n Jordan geht.”

Ich fühlte mich so taub, dass ich mich widerstandslos mitschleifen ließ. Ich verstand nicht, weshalb wir es plötzlich so eilig hatten. “Seit wann interessiert es dich, wie es James geht?”, hakte ich schließlich doch nach.

Als Antwort erhielt ich lediglich ein missbilligendes Grunzen und ein Murmeln.

Ich meinte ein “Wer weiß, wer als nächstes als Wolfsfutter endet...” zu vernehmen, doch es war zu unverständlich, um mir sicher zu sein.

Als wir wieder bei James ankamen, hatte dieser sich keinen Millimeter vom Fleck gerührt.

Jan ließ mein Handgelenk los und griff stattdessen nach James, den er unsanft auf die Beine zog. Als dieser wieder in sich zusammensinken drohte, umfasste Jan seinen Oberarm grob und hielt ihn aufrecht.

James‘ Gesicht war tränenüberströmt, die pure Verzweiflung stand ihm ins Gesicht geschrieben, alles in allem wirkte er irgendwie kraftlos, wie eine leblose Hülle - eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte.

Er ließ Kopf und Gliedmaßen schlaff herabhängen, sodass Jan sein gesamtes Körpergewicht aufrecht halten musste - doch der Belastete ließ sich nichts anmerken.

“Jetzt rei dich mal’n bisschen zusammen.”, Jan schüttelte ihn unwirsch, was James nur ein Schluchzen entrang.

Ich stürzte auf die beiden zu und entriss ihm Jans Griff. “Lass ihn in Ruhe.”, maulte ich, duckte meinen Kopf unter James’ Achsel hinweg und legte mir seinen Arm um die Schultern, um ihn so zu stützen. Er schien es gar nicht zu bemerken.

Es benötigte große Kraftanstrengungen, den Soldaten aufrecht zu erhalten. Er war viel größer und schwerer als ich - sein Gewicht ließ die Muskeln in meinen Beinen erzittern, als ich einen Schritt nach vorn trat.

Jan schüttelte den Kopf und gab mir mit einer Handbewegung zu verstehen, innezuhalten.

Als ich tat, wie mir geheißen, entwand er mir den regungslosen James und nahm meine Position ein.

“Los - weiter.”, ordnete er an und ich wusste nichts Besseres, als Folge zu leisten.

Kapitel V

Die ganze Zeit über redete keiner von uns. Jan schnaufte unter dem doppelten Gewicht, den Blick stur geradeaus gerichtet. James starrte ins Leere - er schien nicht mehr unter uns zu weilen, abgesehen von einem gelegentlichen Erschauern und kalten Schweißausbrüchen, unter denen er sich schüttelte.

Ich versank so tief in meinen eigenen Gedanken, dass ich mich nur mehr mechanisch voranbewegte.

Was war nur geschehen? Lucy war tot ... ein Gedanke, mit dem ich mich bisher noch nicht abgefunden hatte. Aber noch befremdlicher erschienen mir die Umstände ihres Todes.

Sollten das wirklich Wölfe gewesen sein? Wieso hätten sie sie so zerfleischen sollen? Konnten Tiere wirklich einen solchen Bluttausch entwickeln?

Aber was sollte es sonst gewesen sein?

Ja - was sollte es denn sonst gewesen sein?

Wie in Trance schüttelte ich den Kopf.

Und dann war da noch Jans Reaktion. Seine Hektik - was hatte das zu bedeuten? Wollte er wirklich nur James dort wegschaffen?

Denk nach: Was sollte es wohl sonst gewesen sein?

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Selbst, wenn Jan Dreck am Stecken hatte - wie konnte das eine Verbindung zu Lucys Tod ergeben? Er war schließlich die ganze Zeit bei mir gewesen.

Vielleicht war es nur der Kuss, aber mein Verstand erstickte jeden Funken Misstrauen gegenüber Jan im Keim. Sicher verwirrte Jan die Situation genauso sehr, wie mich selbst und er wollte nur so schnell wie möglich weiter.

Vielleicht war ihm auch wieder klar geworden, dass es Zeit wurde, sich dem Widerstand anzuschließen.

Und überhaupt - wenn Lucy nicht angegriffen worden wäre, dann wären wir doch auch so schnell wie möglich weitergezogen, oder?

Die Erkenntnis über die Vergänglichkeit des Lebens musste ihn wachgerüttelt ... nein, regelrecht aufgescheucht haben, unseren Weg wieder aufzunehmen. Für sentimentale Liebeleien blieb da kein Raum.

Das muss es gewesen sein - vielleicht plagte ihn sogar ein schlechtes Gewissen wegen des Kusses.

Ja ... genau ...

Die Zeit verstrich an diesem Tag quälend langsam.

Rast hatten wir immer nur für kurze Momente eingelegt, um uns gleich darauf wieder auf den Weg zu machen, weiter voranzupreschen. Mit der Zeit gesellte sich der Regen zu unserer kleinen Gruppe und wurde zusammen mit dem einen oder anderen Unwettergrollen zu einem ständigen Begleiter.

Obleich der Wolkenbruch sich seinen Weg durchs Blätterdach hart erkämpfen musste, durchnässte er uns binnen weniger Minuten bis auf die Knochen.

Jan schleppte James dennoch unermüdlich weiter. Mittlerweile behalf der Soldat sich mit mechanisch wirkenden Bewegungen der Beine. Er wirkte weiterhin apathisch.

Doch immerhin kam er langsam wieder zu sich und zurück in die Realität. Hin und wieder sprach er ein paar Wortfetzen, bevor er sich wieder in seinen Depressionen verkroch. Nichts von dem, was er sagte, ergab Sinn. Wir ignorierten es.

Nachdem wir den Wald hinter uns gelassen hatten, sehnte ich mich nach ihren schützenden Baumkronen zurück - aber noch mehr vermisste ich die Sonne des Vortages.

Ich wischte mir gerade mit dem Handrücken einige Regentropfen aus dem Gesicht, als mein Magen ein lautes Knurren hören ließ, das einem vorangegangenen Donnergrollen Konkurrenz zu machen schien.

Mir wurde bewusst, dass ich seit dem Vortag nichts mehr gegessen hatte - und auch da beschränkte sich die Mahlzeit auf ein schnell hinuntergeschlungenes Stück Trockenfleisch. Jan linste zu mir hinüber. Ich erwiderte den Blick.

“Vielleicht finden wir in der nächsten Stadt eine Möglichkeit unsere Vorräte aufzustocken.”, überlegte er schließlich laut.

Ich musterte ihn. “Wir haben kein Geld...”

Er warf mir einen Blick zu, wie jemand, der ein kleines Kind für eine Naivität zwar tadeln wollte, von selbiger allerdings gleichermaßen fasziniert war. Er machte sich nicht die Mühe, seine Antwort in Worte zu kleiden. Ich verstand.

Ich schwieg eine Weile und richtete meinen Blick auf den Horizont. Dort konnte man in weiter Ferne die Umriss einiger Häuser erkennen - zu weit entfernt, um ihren Zustand zu bestimmen, doch vielleicht war die Stadt ja noch bewohnt.

Der Trampelpfad, den wir eingeschlagen hatten, wurde kaum merklich schmaler, desto weiter wir ihm folgten. Schon bald striffen mich die Gräser, die zu beiden Seiten kniehoch wuchsen. Es dauerte nicht lange, bis wir hintereinander laufen mussten, um nicht über die bis vor Kurzem noch ausgedörrte Wiese zu schreiten.

Und über allem erhoben sich das allgegenwärtige Prasseln des Regens und das unregelmäßige Zucken der Blitze.

Meine Beine schmerzten, mein Magen knurrte und der Regen machte meine Kleidung schwer. Ich fühlte mich alles in allem schlecht, doch ich wagte nicht, mich zu beschweren.

“Was machen wir jetzt mit James?“, fragte ich nach einiger Zeit des Schweigens.

Ich hatte mich hinter den beiden Männern eingeordnet und schlurfte ihnen nun missmutig nach.

“Wir werden sehen, dass wir ihn ein wenig zur Ruhe kriegen, sobald wir in der Stadt sind, aber meine medizinische Ausbildung reicht nicht aus, um zu wissen, wie man einen Schock behandeln muss.”

Ich dachte darüber nach. “Ich glaube, sowas kann man nicht wirklich *behandeln*, da müsste wahrscheinlich ein Psychologe her ... und Zeit für Therapien haben wir auch nicht wirklich.”

“Wie sollte man ihn auch therapieren? Er spricht ja nicht mit uns! Er ist ja gar nicht richtig anwesend.”

Bei diesen Worten fuchtelte Jan mit seiner freien Hand vor James‘ Augen umher, doch dieser schien durch sie hindurch zu starren.

Es dauerte eine Weile, bis er überhaupt darauf reagierte, indem er kurz den Blick hob, sacht den Kopf schüttelte und wieder ins Nichts stierte.

“Kann man es ihm verdenken?”, fragte ich zurück, während ich James mit gerunzelter Stirn beobachtete.

Jan seufzte. “Sehen wir zu, dass wir in die Stadt kommen.”

Gesagt, getan.

Es kostete uns noch etwa eine weitere halbe Stunde, doch letzten Endes kamen wir von unserem Trampelpfad auf eine der Straßen und von dort wiederum zu den Außenmauern einer Stadt, die sich scheinbar noch in Schuss befand.

Zumindest begrüßten uns keine Ruinen - entweder waren die Häuser von den Bomben bisher verschont geblieben, oder sie hatten keinen hinreichenden Schaden angerichtet, um das Stadtleben auszuräuchern.

Beide Szenarien boten uns die Möglichkeit, unsere Vorräte aufzustocken und einen Augenblick Ruhe zu finden, ohne uns mit Leichenbergen umgeben zu müssen.

Innerhalb der Stadt zeigte sich uns, dass es bereits einen Angriff gegeben haben musste. Doch er war bei Weitem nicht so verheerend gewesen wie der auf unseren letzten Aufenthaltsort. Einige Häuser lagen in Schutt und Asche, Trümmer säumten unseren Weg und viele der Menschen, die uns auf der Straße begegneten, widmeten uns ängstliche Blicke - sobald man James entdeckte, reagierte man mit einem erschrockenen Luftschnappen und suchte das Weite.

“Okay ...”, meinte Jan schließlich, als er sich mit James umständlich auf ein freies Rasenstück fallen ließ - das nasse Gras gab ein glucksendes Geräusch von sich. “So kommen wir hier wohl nicht weiter ... Hier der neue Plan: Du wartest mit James hier und ich versuche, ein wenig Proviant für uns aufzutreiben - mit einem teilnahmslosen Soldaten im Schlepptau werden wir garantiert noch schärfer beobachtet, als ohnehin schon.”, erklärte er, während er sicherging, dass James nicht im nächsten Moment in sich zusammenklappen würde.

“Das schätze ich als suboptimal für dein Vorhaben ein?”, ergänzte ich trocken. Der Anflug eines Lächelns huschte über sein Gesicht, bevor er die Hand nach mir ausstreckte und mir das nasse Haar zerzauste.

“Bin gleich wieder zurück.”, sprach’s und verschwand zwischen den Häusern.

Nunmehr allein mit James, ließ ich mich neben selbigem im Gras nieder und beobachtete ihn aufmerksam, während ich darüber nachdachte, ob meine Kleidung dadurch noch nasser werden konnte, als sie es ohnehin schon war.

James hatte die Arme um die angewinkelten Beine geschlungen, sich nach vorn gebeugt und das Kinn auf den Kniescheiben abgelegt - so starrte er regungslos ins Leere.

Als mir das Schweigen zu langatmig wurde, beschloss ich, ihn wieder zu sozialer Interaktion zu animieren, indem ich ihn ansprach:

“Der Regen is echt ätzend, mh?”, mir war kein besseres Gesprächsthema eingefallen und ein “Wie geht es dir?” schien mir eine mehr als überflüssige Floskel.

“Ein bisschen Sonne - das wär’s doch jetzt.”, argumentierte ich weiter.

Erneut war seine Reaktion sehr phlegmatisch. Es schien einige Sekunden zu dauern, bis die Information in seinem Gehirn angelangt war. Dann hob er den Blick in meine Richtung und schaute langsam hinauf in den Himmel, als bemerkte er den Regen jetzt erst. Er zuckte die Schultern.

Ich nutzte seine Aufmerksamkeit aus, indem ich aufsprang, mich vor ihm aufstellte und die Hand nach ihm ausstreckte.

“Na los, ich helf dir hoch, nicht, dass wir uns im Nassen Gras noch eine Erkältung holen.”

Ein sehr dürftiger Versuch, fürsorglich zu klingen, immerhin waren wir beide bereits völlig durchnässt.

Er blinzelte zu mir herauf. Ich gab mir Mühe, offenherzig zu wirken.

Wie automatisiert hob er seine Hand und legte sie in meine. Ich verlagerte mein Gleichgewicht so nach hinten, dass ich ihn mit der entstehenden Kraft auf die Beine ziehen konnte.

Nur langsam kam er zu einer fest stehenden Haltung. Ich legte ihm einen Arm um die Schultern - dieses Mal nicht, um ihn zu stützen, sondern vielmehr in einer freundschaftlichen Geste.

Er schaute mich mit geistlosen Augen an, ließ sich jedoch von mir über die Wiese in den Windschatten einer Außenwand ziehen, die von einem zerstörten Haus übrig geblieben war und die an die Grünfläche angrenzte. Hier boten wir dem Regen keine direkte Angriffsfläche mehr.

“Viel besser, mh?“, meinte ich, als es mir gelungen war, uns beide so zu bugsieren, dass wir die Wand im Rücken hatten, um uns daran anzulehnen.

“... Schätze schon.“, kam die Antwort.

Ich war überrascht, ihn sprechen zu hören. Das metaphorische Eis seiner Starre schien langsam zu brechen.

Jaja, klopfe dir mal erst auf die Schulter, wenn er zusammenhängende Sätze spricht. Und überhaupt ... worüber willst du jetzt mit ihm sprechen? Irgendwas

ohne Lucy, ohne Krieg und ohne negative Emotionen - dürfte ja nicht so schwer sein, oder?

“War gestern ganz schön warm, für die Jahreszeit, oder? Ich meine ... der Hochsommer ist doch schon vorbei - wer hätte geahnt, dass es sich nochmal so aufheizt... und dann direkt dieses Unwetter...”

Ganz große Klasse...

“Ja, stimmt...”

Zumindest kamen seine Antworten zeitnah. Er wandte seinen Blick zwar nicht vom Nichts ab, doch er schien meine Handlungen und Worte besser zu verarbeiten, als zuvor die von Jan.

Ich sagte für einige Augenblicke nichts - war krampfhaft darum bemüht, ein angemessenes Gesprächsthema zu finden, als er sich plötzlich zu mir umwandte.

Ich zuckte mit dem Kopf herum und schaute ihn erstaunt an, als er sprach:

“Glaubst du, sie ist jetzt an einem besseren Ort?”

Ich klappte den Mund auf, um zu antworten, war mir jedoch unschlüssig über den Inhalt und klappte ihn wieder zu, nur, um das Spiel zu wiederholen.

“Ich meine ... Lucy...”, fügte er hinzu, als ihm die Pause zu lang zu werden schien.

Ich konnte spüren, wie er sich innerlich beim Klang ihres Namens wand.

“Ich ... weiß nicht...”, sagte ich, als ich meine Stimme schließlich wiedergefunden hatte.

“Ich bin nicht gläubig oder so ... aber ich schätze schon, dass es nach dem ... nach dem ... Tod noch etwas gibt. Das klingt vielleicht kitschig, aber ich kann mir schon irgendwie vorstellen, dass es ihr jetzt besser geht...”, ich versuchte, ehrlich zu antworten, ohne taktlos zu sein.

In Wahrheit glaubte ich schon daran, dass es so etwas wie eine “Seele” tatsächlich gab, fraglich war nur, ob gerade eine Soldatin ihre ewige Ruhe finden würde, die

zu Lebzeiten berufsbedingt unzählige Leben zerstörte. Aber das konnte ich James so natürlich nicht sagen.

Als er den Blick mit einem "Mhm..." wieder in weite Ferne richtete, fürchtete ich bereits, ich hätte ihn wieder an die Geistesabwesenheit verloren. Aber dann sprach er doch noch:

"Wir haben uns gestritten, weißt du ... eine Banalität - ich bin mir nicht mal sicher, worum es überhaupt ging... Und dann habe ich sie da sitzen lassen ...", obwohl seine Augen nicht an unserem Gespräch teilzuhaben schienen, sah ich, wie sie sich mit Tränen füllten, die schon bald so aufgestaut waren, dass ihre Oberflächenspannung nicht mehr standhielt und sie dem Soldaten in salzigen Bächen die Wangen hinabrannen.

Ich lehnte mich zurück an die Hauswand und verschränkte meine Arme hinter dem Rücken. Dabei spürte ich, wie die kleinen Unebenheiten der Mauer sich in Ballen und Finger meiner Hand bohrten, doch ich ignorierte es.

"Deswegen darfst du dir keine Vorwürfe machen.", erklärte ich mit Sorgenfalten auf der Stirn.

Er schaute mich an. "Wie soll ich mir denn keine Vorwürfe machen? Das Letzte, was ich ihr an den Kopf geworfen habe, war irgendeine Beleidigung - sie hat mich in diesem Moment bestimmt gehasst!"

Ich streifte mir mit einer reibenden Bewegung die kleinen Steinchen und Putzreste von den Handflächen und nahm anschließend James' Gesicht in beide Hände.

"Hör mir zu.", forderte ich eindringlich. "Sie hat dich nicht gehasst.", ich gab mir Mühe, jedem Wort Nachdruck zu verleihen. "Sie hat dich geliebt. Und du hast sie geliebt - das wusste sie. Das wusste sie bis zum letzten Augenblick. Hast du verstanden?"

James betrachtete mich mit einer Mischung aus Trauer, Angst und Faszination. Schließlich nickte er, schluchzte jedoch heftiger als zuvor und gab sich keinerlei Mühe, dies zu unterdrücken.

Ich umarmte ihn freundschaftlich und tätschelte ihm beruhigend die Schulter.

“Oh, was für ein süßes Paar...”, beim Klang der Stimme hob ich ruckartig den Kopf. Ich kannte sie.

Diese Stimme konnte man nicht vergessen - der Tonfall war unverwechselbar, wie er sich an mein Ohr schmiegte, als würde jemand klebrig-süßen Honig darüber träufeln.

Ein Tonfall, bei dem man sich nie sicher sein konnte, ob er dem Zuhörer schmeicheln oder ihn umbringen wollte.

Ich hatte ihn schon seit Jahren nicht mehr vernommen...

Vor mir stand eine vollständig in Schwarz gehüllte Gestalt: Eine schwarze, lange Hose, ein schwarzes Hemd, dessen Ärmel bis zu den Ellenbogen hochgekrempelt waren und schwarze Turnschuhe. Das ebenfalls rabenschwarze Haar hing ihm nass und fransig in die Augen - Augen, die in einem nahezu unnatürlich giftigen Grün leuchteten und mir als Kind manchmal einen Schauer über den Rücken gejagt hatten.

Sie fixierten mich einen Augenblick, bevor sie kurz zu James wanderten und anschließend wieder zurück zu mir.

“Billy...”, flüsterte ich, als ich mich von James löste. Ich ließ eine Hand auf seiner Schulter verweilen, um ihn wissen zu lassen, dass ich ihn nicht vergessen hatte.

Der junge Mann öffnete die Arme in einer überschwänglich ausladenden Geste und grinste schief.

“Pandorra!”, er ließ die Arme wieder sinken. Für einen Moment hatte ich geglaubt, er würde meinen richtigen Namen aussprechen. Es beruhigte mich, dass

er es nicht tat. Diesen Namen hatte ich hinter mir gelassen. “Magst du mich deinem Märchenprinzen nicht vorstellen?”

Ich bedeutete ihm mit einer fächernden Handbewegung, still zu sein. “Falscher Augenblick für deinen Humor - er ist nicht mein Märchenprinz.”, entgegnete ich kurz angebunden, bevor ich mit der flachen Hand von einem zum Anderen deutete: “Billy, das ist James - James, das ist Billy.”

“Sehr erfreut.”, bemerkte Billy affektiert, rückte sich eine imaginäre Krawatte zurecht und beugte sich dann zu uns herüber, um James die Hand zu reichen.

Dieser schaute irritiert von mir zu dem Neuankömmling. Doch er ergriff die Hand und schüttelte sie.

“Also?”, fragte Billy, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte. “Ich beachte die verheulte Gestalt deines Begleiters mal nicht weiter und frage frei heraus: Was suchst du denn hier?”

Ich schielte in einer kurzen Bewegung zu James hinüber, doch der schien gar nicht zu verstehen, was gerade passierte - ich konnte es ihm nicht verdenken.

“Die gleiche Frage könnte ich dir stellen.”, wick ich aus. Billy legte den Kopf schief. Das Grinsen ließ sich nicht aus seinem Gesicht wischen - ich hasste diesen Ausdruck.

“Ja, könntest du ... aber ich fände es besser, wenn du mir erst mal *meine* Frage beantwortest, dann beantworte ich dir vielleicht deine.”

Ich schaute mit misstrauisch verengten Augen zu ihm auf. Sollte ich ihm einfach die Wahrheit sagen? Sein plötzliches Auftauchen verunsicherte mich. Wir hatten uns schon seit Jahren nicht mehr gesehen... auf der anderen Seite waren wir einmal gut befreundet gewesen - damals, vor Ausbruch des Krieges, in meinem alten Leben.

Was soll er dir schon tun, wenn er weiß, wohin du willst? Im besten Fall schließt er sich euch an! Er wird euch schon nicht im Schlaf abmurksen...

“Wir sind auf dem Weg, uns dem Widerstand anzuschließen...”, erklärte ich schließlich doch noch.

Weshalb sträubte ich mich so dagegen, ihn in meine Pläne einzuweißen? Mit James und Lucy hatte ich sie doch auch ohne Probleme geteilt. Vielleicht erinnerte er mich einfach nur an die Zeit vor der Flucht, vor dem Krieg und vor dem Verderben, das um sich schlug und mir alles nahm.

“So? Widerstand?“, er schien wenig überrascht, musterte jedoch James überaus aufmerksam.

“Mit einem Soldaten im Schlepptau? Was ist er? Sowas wie’n Kriegsgefangener?“

“Lange Geschichte...“, entgegnete ich abwehrend. “Außerdem hast du gesagt, du würdest mir meine Frage beantworten, wenn ich dir deine beantworte.“

Ein sanftes Lächeln der Genugtuung umspielte seine Mundwinkel. “Ich sagte *vielleicht*.“, erläuterte er süffisant.

Ich seufzte entnervt. “Und? Wärs du so gnädig?“

Er zuckt die Schultern. “Nö.“, entgegnete er knapp.

Ich verzog finster das Gesicht, was ihn nur zu einem weiteren Schulterzucken hinriss.

Ich dachte einen Moment darüber nach, weiter nachzuhaken, beschloss jedoch für mich selbst, dass das keinen Sinn hatte. Stattdessen wandte ich mich wieder James zu.

“Jan sollte bald zurück sein, wir sollten uns dann einen Unterschlupf suchen. Der Tag war lang und nervenaufreibend. Wir sollten uns eine Pause gönnen.“

“Wenn ich euch einen Tipp geben darf...“, mischte sich Billy neben uns wieder ein. “... bleibt nicht hier. Hier lebt ihr sicher gefährlich.“

Ich stieß die Luft aus den Lungen. “Ach, meinst du?“

“Meine ich - die Stadt hat nur kleinere Schäden davon getragen, es ist also nicht unwahrscheinlich, dass ihr ein erneuter Angriff bevorsteht - dann wollt ihr sicher nicht mehr hier sein, sag ich euch.“

Plötzlicher Zorn wallte in mir auf. Ich wusste selbst nicht, worauf und woher. “Ich weiß ziemlich genau, wie so ein Bombenangriff aussieht, ob du das glaubst oder nicht!”

Billy hob abwehrend die Hände. “Schon gut, schon gut, wenn du meinst...”

“JA, meine ich!”, bekräftigte ich.

Seine bloße Anwesenheit machte mich irgendwie wütend. Die Tatsache, dass er mir nicht verriet, was er hier zu suchen hatte, verbesserte die Gesamtsituation kein Stück.

Zu meiner Erleichterung, sah ich in diesem Moment Jan um die nächste Ecke biegen. Dass er mit leeren Händen zurückkehrte, betrückte mich weniger, als ich froh über seine Ankunft war.

Je näher er unserer Position kam, desto mehr Verwirrung und Misstrauen stiegen in seinem Blick auf.

“Wer ist das?”, fragte er schließlich das Naheliegendste, als er neben Billy zum Stehen kam und ihn abschätzig von oben bis unten musterte.

“Oh, ich erbitte Verzeihung, dass ich mich dem Herren Graf nicht augenblicklich vorstellte!”, palaverte Billy in blasierem Tonfall. Als wäre dem Hohn noch nicht Genüge getan, vollführte er eine so tiefe Verbeugung, dass seine Nasenspitze beinahe das Gras zu seinen Füßen berührte.

“Billy Senain - keine erwünschte Anrede, aber Ihr dürft mich Sir Senain nennen, wenn Ihr wollt.”

Jan schnaubte ob dieses Beispiels von Spott. “Jan, angenehm. Ich bleibe bei Billy.”

Dieser zuckte mit einem so selbstgefälligen Grinsen die Schultern, dass Jan sich augenrollend abwandte.

“Ich konnte leider keine Verpflegung auftreiben ... dort wo es überhaupt etwas zu essen gab, hat man mich unter strengster Beobachtung gehalten...”

Ich seufzte. "Dann werden wir irgendwie ohne auskommen müssen..."

"Ooooder ihr lasst mich das für euch übernehmen.", bot Billy sich an.

Ich schielte misstrauisch zu ihm hinüber und er zuckte nur die Schultern. "Ich habe Geld, mit Geld kann man Dinge kaufen - Kapital ist gerade in einer kaputten Welt hilfreich."

Bevor ich danach fragen konnte, fuhr er fort: "Ich stelle die Bedingung, dass ihr mich dafür mit euch gehen lasst."

Ich musterte ihn verwirrt, doch wieder kam er mir zuvor: "Und dass ihr mich nicht nach meinen Beweggründen fragt."

Ich wechselte einen beunruhigten Blick mit Jan. James schüttelte neben mir nur ungläubig den Kopf, als verstünde er den drastischen Wechsel unserer Lage nicht.

Jan versuchte mir allein über seine Augen etwas mitzuteilen, ich wertete es als Bestätigung, war mir aber nicht sicher.

Nach einer kurzen Pause wendete ich mich wieder an Billy, der die ganze Zeit über geduldig gewartet hatte, ohne eine Miene zu verziehen.

"Na gut ... aber erst bringst du uns Proviant."

Billy deutete einen Knicks an und grinste. "Mehr, als Ihr in Eurem gesamten Leben verzehren könnt, Prinzessin."

Ich blies Luft aus meinen Lungen und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, sich auf den Weg zu machen.

Er verbeugte sich erneut, kehrte auf dem Absatz um und zog von dannen.

“Ihn als seltsam zu bezeichnen, wäre wohl eine Untertreibung...”, bemerkte Jan als Billy aus unserer Sichtweite verschwunden war. “Woher kennst du ihn?”

“Er ist ... ein wenig eigen.”, räumte ich ein. “Er ist ein Freund aus meiner Kindheit, habe ihn schon seit einer gefühlten Ewigkeit nicht mehr gesehen. War selbst überrascht, als ich ihn erkannt habe.”

Jan schien nicht weniger misstrauisch als ich selbst. “Was hat er hier zu suchen?”

Ich schüttelte ratlos den Kopf. “Ich weiß es nicht ... er wollt’s mir nicht sagen.”

“Dann hat er was zu verheimlichen!”

“Nee, das muss nicht sein ... er war schon früher jemand, der sich gern größer aufplusterte, als er eigentlich ist. Wahrscheinlich versucht er sich nur mit einem Mysterium zu umgeben, damit wir uns genau diese Frage stellen.”

“Und warum ist er dann *tatsächlich* hier? Durch Zufall?”

“Möglich wär’s.”

“Und was wäre die Alternative?”

“Keine Ahnung? Was soll es schon sonst sein? Er verfolgt uns schon seit Wochen? Bist du wirklich so paranoid?”

“Nee ... aber ... es kommt mir alles so absurd vor.”

Ich zuckte die Schultern. “So ist er einfach - du wirst dich daran gewöhnen.”

Jan bedachte mich mit einem andächtigen Blick. “Na schön, wenn du meinst...”

Ich erkannte den Widerspruch, der noch immer in seinen Augen stand, doch ich beschloss, mich nicht weiter darum zu kümmern.

Stattdessen widmete ich mich erneut James. Dieser hatte sich rücklings an die Trümmerwand gelehnt, die hinter uns aufragte und schaute nun in den Himmel.

Ich vermochte nicht zu sagen, ob er die Unterhaltung zwischen Jan und mir überhaupt wahrgenommen hatte. Falls die Tränen Spuren auf seinen Wangen hinterlassen hatten, waren diese nun vom Regen fortgespült worden - seine Trauer

schien ebenfalls wie weggewaschen. Was blieb, war Müdigkeit. Er wirkte um Jahre gealtert, die Wangen fahl und die Augen von dunklen Ringen unterlaufen.

Ich richtete meinen Blick ebenfalls gen Himmel.

Der Regen ließ langsam nach und hier und dort durchstieß die Sonne bereits die dichte Wolkendecke - sie war einen weiten Weg gewandert, der Sonnenuntergang würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Am Himmel spiegelte ein schwacher Regenbogen, als wollte er sich flink noch einmal zeigen, bevor die Dunkelheit das letzte Licht verschlang. Den abflauenden Wind spürte man hinter der Hauswand kaum, man hörte ihn nur hin und wieder durch die Kerben und Ritzen der Stadtruinen pfeifen, als wollte er auf ihnen - gleich einer Mundharmonika - ein Lied spielen.

“Woher kennt ihr euch?”

Jan saß zu meinen Füßen im Gras. Ich hatte sein Niederlassen gar nicht bemerkt.

Für einen Moment kämpfte ich mit dem Impuls, die Frage abzuschmettern. Ich wollte nicht über meine Vergangenheit nachdenken und Billy war jemand aus meiner Vergangenheit.

Schließlich gab ich nach. “Wir gingen als Kinder in eine Klasse. Nach der Grundschule besuchten wir verschiedene Schulen und wir sahen uns seltener, bis der Kontakt irgendwann ganz abbrach. Wir waren mal echt gut miteinander befreundet.”, erklärte ich, als ich mich neben Jan auf die Wiese setzte.

“Mhm.”, machte Jan. Der nasse Halm irgendeines Grases ragte aus seinem Mundwinkel. Er wippte auf und ab, während er darauf kaute. Als ihm das langweilig wurde, spuckte er ihn in hohem Bogen aus. “Und du sagst, er war früher schon so panne?”

Ich nickte, während ich mit einer Hand durch das feuchte Gras fuhr, um darin imaginäre Bilder zu malen.

“Ich meine ... er hat sich sicher nicht zum Besseren entwickelt, aber grundsätzlich

ist das noch der kleine Junge von damals. Ich glaube, er ist nicht viel reifer geworden.”

Ein Blick Richtung Jan sagte mir, dass er James nachdenklich betrachtete, welcher wiederum den Blick starr gen Himmel gerichtet hatte. James schien an unserer Unterhaltung teilzuhaben, ohne tatsächlich zuzuhören.

Vor meinem geistigen Auge formte sich das Bild eines jungen Knaben mit zerstrubbelten schwarzen Haaren, die stets ungekämmt schienen und einem kontinuierlichen Grinsen, das seine funkelnden grünen Augen blitzen ließ. Billy hatte schon in Kindertagen eine Gefühlsmischung aus Beunruhigung und Zuneigung in mir ausgelöst. Wir waren damals nicht nur gut befreundet - wir waren die besten Freunde - so unzertrennlich, wie es nur eine Freundschaft aus Kindertagen zuließ.

In Wahrheit betübte es mich zutiefst, als der Kontakt irgendwann abbrach und er sich nicht mehr meldete. Ich hatte nie den Grund dafür erfahren - und nun stand er einfach wieder vor mir, grinste sein unbeschwertes Grinsen und tat, als wäre nichts geschehen.

“Er ist ein sehr intelligenter Bursche, weißt du.”, erklärte ich plötzlich ungefragt.

Ich wusste nicht, weshalb ich das jetzt erzählte, es brannte mir irgendwie auf der Zunge.

“Hochintelligent, meinten die Psychologen, eine IQ-Punktzahl, die nur eine Handvoll Menschen überbieten konnten. Als er nach der Grundschule in eine Hochbegabten-Klasse wechselte, veränderte er sich - solange, bis ich ihn fast nicht mehr wiedererkannte.”

Jan beobachtete mich aufmerksam, schien unsicher, ob und was er auf meine Ausführungen antworten sollte.

“Er kam mir irgendwie fremd vor ... und ich wusste nicht, warum. Der Kontaktabbruch war für mich sowas wie das Ende einer Ära.”

In einer fließenden Bewegung beugte sich Jan zu mir herüber und knuffte mich in die Seite.

“Jetzt werd mal nicht kitschig.”

In seinen Augen fand ich einen Tropfen Unsicherheit. Er wusste nicht, ob diese Reaktion angemessen war.

Ich beruhigte ihn mit einem schmalen Lächeln und einem sanften Stoß gegen die Schulter.

“Schon gut - ich weiß auch nicht, wo das alles plötzlich herkommt. Ich habe einfach schon lange nicht mehr über meine Vergangenheit nachgedacht, weißt du.”

Jan nickte, streckte sich lang und schielte zu mir herüber.

“Ich hatte auch mal einen besten Freund, weißt du.”

“Was? Du und Freunde? Das kauf ich dir nicht ab.”, kam meine Retour-Kutsche.

Er zog eine Grimasse. “Wir kannten uns seit dem Kindergarten, gingen auf dieselben Schulen, in dieselben Klassen und verbrachten über die Jahre hinweg viel Zeit miteinander.”, fuhr er ungerührt fort.

Sein Blick rückte in weite Ferne.

“Sein Name war Ethan. Ich habe das Gefühl, uns verbanden eine Freundschaft und eine Rivalität gleichermaßen. Ständig ging es zwischen uns darum, wer etwas schneller lernte und besser konnte.

Die meiste Zeit über gewann Ethan. Er war’n Sportass - motorisch begabt und so. Ich war eher für Kopfsachen zu begeistern - Ethan schaffte es natürlich, unsere Wettkämpfe weitestgehend auf körperliches Kräftenessen zu beschränken.”, er lachte. Es klang ein wenig bitter.

“Was ist passiert?”, hakte ich nach, nachdem Jan eine Weile schwieg.

Er wandte den Blick vom Himmel ab und schaute mich an. Melancholie lag in seinem Blick und ich ahnte, was nun folgte.

“Er starb.”

Ich schluckte. Ich war neugierig, traute mich jedoch nicht, weiter nachzuhaken.

“Es war ein regnerischer Nachmittag. Wir waren vielleicht fünfzehn Jahre alt. Ethan hatte sich in den Kopf gesetzt, einen Kletterwettbewerb mit mir anzuzetteln. In der Nähe unserer Heimatstadt gab es einen kleinen Wald - Nadelbäume. Herabhängende Äste und hochgewachsene Stämme, perfekt zum erklimmen. Aber es war nass, die Borke rutschig.

Ich weigerte mich, auch nur einen einzigen Meter hochzuklettern. Ethan lachte mich aus, schimpfte mich einen Feigling und kraxelte in Windeseile auf halbe Höhe zum Gipfel.

Ich hab ihn aufgefordert, sofort wieder auf den Boden zu kommen, doch er lachte nur und kletterte weiter.

Ich wusste, dass etwas Schlimmes passieren würde, wenn er nicht sofort auf den Boden zurückkehrte, doch er dachte gar nicht daran, auf mich zu hören. Stattdessen stachelte er mich immer weiter dazu an, ihm zu folgen.

Mit jedem abwehrenden Wort meinerseits stieg er auf den nächsten Ast.

Es waren keine fünf Minuten vergangen, da thronte er bestimmt fünfzehn oder zwanzig Meter über mir.

Der Wind hatte ein bedrohliches Tempo, dem die Baumkronen sich beugten. Doch Ethan schien keinerlei Notiz davon zu nehmen, er war noch immer vollkommen mit seinem kindischen Wettbewerb beschäftigt.

Plötzlich erfasst ihn eine heftige Windbö. Er versuchte, sich zu halten, doch die Äste waren zu glitschig, er rutschte ab und einen Sekundenbruchteil später war da nichts mehr, an dem er sich festhalten konnte. Er befand sich in freiem Fall.

Ich krieg das Bild nicht mehr aus dem Kopf, wie er fällt und fällt - dem Boden immer näher kommt. Doch er sagte keinen Ton. Er schrie nicht, er rührte sich in der Luft nicht. Er schien seinen Sturz einfach hinzunehmen.

Er kam rücklings auf dem Boden auf. Genickbruch. Er war auf der Stelle tot.”

Jan atmete schwer aus. “Ich habe ihn geliebt wie einen Bruder.”, seufzte er.

Ich tätschelte ihm sanft den Handrücken. "Es tut mir furchtbar leid."

Er setzte ein trauriges Lächeln auf. "Schon gut, kannst du ja nichts für."

"Oh, jetzt hört schon mit dem Kitsch auf.", schnarrte da eine Stimme irgendwo hinter mir.

Jans Blick verfinsterte sich drastisch. Für einen Moment besorgte mich der Gedanke, er würde gleich aufspringen und Billy an die Gurgel gehen.

Ich tätschelte noch einmal beruhigend seine Hand, bevor ich mich zu Billy umwandte.

Der schaute mit einer Mischung aus Arroganz und Genugtuung zu mir herunter.

"Halt einfach die Klappe, klar?"

Ich schalte mich selbst, dass mir nichts Schlagfertiges eingefallen war, doch die Reaktion meines alten Schulfreundes machte mich wütend.

Billy legte sich einen Zeigefinger an den Nasenrücken und den Daumen unter den Kiefer, als würde er damit seinen Mund verschließen. Seine Lippen waren zu einem ernsten Strich zusammengepresst, doch seine Augen funkelten vor Amusement.

In der unbenutzten Hand hielt er einen Rucksack, den er mir vor die Füße warf. Danach ließ er beide Arme sinken.

"Da habt ihr - mein Teil der Abmachung ist erfüllt."

Ich gönnte ihm einen letzten abschätzigen Blick, bevor ich den Reißverschluss der Tasche öffnete und hineinlugte. Er war randvoll mit Dörrfleisch, ein paar kleineren Einweggläsern und einigen Tagesrationen an Brot. Sogar etwas Käse hatte er hineingepackt.

"Im vorderen Reißverschluss sind Wasserflaschen."

Ich öffnete besagten und fand dort tatsächlich einige Gefäße.

Beim Test des Gewichtes fiel auf, dass der Rucksack ausgesprochen schwer war, doch die schlechtere Option stellte wohl das Wandern durch die Wildnis ohne Nahrung dar.

“Wir können ja ein wenig davon hier hinein tun, damit nicht einer alles schleppen muss.“, kam der Vorschlag von James. Zum ersten Mal an diesem Nachmittag beteiligte er sich von selbst an einem unserer Gespräche.

In der Hand hielt er seinen eigenen Proviant-Rucksack, den am Morgen die Wölfe leergefressen hatten. Darin befand sich nun nur noch der Schlafsack, in dem Lucy ihre letzte Nacht verbracht hatte.

“Gute Idee.“, stimmte ich zu, schnappte mir den Rucksack und entnahm den Schlafsack.

James schaute mir dabei so genau auf die Finger, dass ich fürchtete, er würde ihn mir gleich wieder aus der Hand reißen. Doch nichts dergleichen geschah. Ich rollte den Schlafsack sachgemäß zusammen und befestigte ihn wieder in den dafür vorgesehenen Schnallen auf der Unterseite der Tasche.

So hatten wir genug Platz, den Proviant etwa in zwei Hälften zu teilen und eine davon in James' Rucksack zu füllen.

Die Einweggläser liebäugelten noch immer am stärksten mit der Schwerkraft, doch es fühlte sich weitaus erträglicher an, als das gesamte Gewicht in einem Rucksack zu tragen.

“Für vier Personen dürfte diese Ration einige Tage ausreichen - aber bis zur Hauptstadt ist es ohnehin nicht mehr weit.“, erklärte Billy. Während er sprach untersuchte er sorgfältig seine Fingernägel, als würde er mehr zu sich selbst, als zu unserer Gruppe sprechen. Ich hatte das Gefühl, irgendetwas beschäftigte ihn, er wollte dies jedoch nicht zeigen.

Plötzlich schnellte sein Blick gen Himmel und er ließ die Hand sinken. Im Augenwinkel sah ich, wie James bei der abrupten Bewegung zusammenzuckte. Ich kannte Billy gut genug, dass mich solche Aktionen nicht überraschten.

“Wir sollten gehen.”, deklarierte er in einem Tonfall, der mehr einem Kommando glich als einem Vorschlag, “Die Sonne lässt bald gar nichts mehr von sich sehen - und ihr *wollt* nach Einbruch der Dunkelheit nicht in einer Stadt sein, die den Tod gesehen hat.”

Seine Stimme klang finster und sein Blick ließ keinen Zweifel daran, dass er es ernst meinte.

Ich musterte ihn skeptisch. “Kommt jetzt ne Zombie-Geschichte?”, hakte ich nach.

Er schüttelte den Kopf, dieses Mal lächelte er nicht. “Ich mein’s ernst - Die Leute aus den zertrümmerten Stadtvierteln, die überlebt haben, haben uns garantiert schon im Auge. Wenn es dunkel ist, werden sie uns garantiert überfallen.”

Er pausierte einen Moment. Als er erkannte, dass ich mir über den Wahrheitsgehalt seiner Aussage noch nicht im Klaren war, fügte er hinzu: “Wir haben Nahrung und wir haben Geld - das ist es, was sie zurzeit am meisten begehren. Glaubst du wirklich, da haben sie noch irgendwelche Skrupel?”

Schließlich schüttelte ich den Kopf.

“Also dann.”

Er hielt mir eine Hand hin, um mir auf die Beine zu helfen.

Eigentlich war ich wegen seiner abfälligen Bemerkung über Jans Geschichte sauer auf ihn, doch aus einem Reflex heraus ergriff ich die Hand und ließ mich auf die Füße ziehen. Er grinste mich an und ich verfluchte mich dafür, seine Hilfe angenommen zu haben.

Ich wendete mich ab und schaute zu Jan hinüber, der auch gerade in eine stehende Position kam und sich ein paar Grashalme von der nassen Hose klopfte. James warf sich bereits seinen Rucksack über die Schultern.

Als ich es ihm mit der zweiten Tasche gleich tun wollte, wurde sie mir von Jan abgenommen.

“Schon gut, ich mach das.”

“Oh, sieh an, welch ein Gentleman.”

Wir überhörten Billys spitzen Kommentar einfach.

Jan versuchte, sich den Rucksack möglichst lässig über die Schulter zu werfen und unterschätzte dabei den Schwung, den das Gewicht erzielen konnte. Mit einem dumpfen Geräusch kollidierte unser Proviant mit seinem Rücken - stark genug, dass Jan stoßartig ausatmete. Doch er versuchte, sich nichts weiter anmerken zu lassen.

Ich meinte, Billy gehässig kichern zu hören, doch es war zu leise, um es mit Sicherheit zu sagen.

Jan rümpfte die Nase - es war ihm anzusehen, dass er einen Fluch unterdrücken musste, als er sich den zweiten Trageriemen über die andere Schulter schob.

“Sind wir dann endlich fertig?”, kam Billys Frage in zutiefst gelangweiltem Tonfall.

“Hättest ja auch was tragen können, dann hätteste wenigstens was zu tun gehabt.”, kam Jans bissige Antwort.

Billy drehte sich mit blitzenden Augen zu ihm herum. “Das gehörte aber nicht zum Deal, Schnucki.”

In Jans Kehle formte sich ein leises Knurren, doch Billy setzte noch eins drauf.

“Außerdem bin ich davon ausgegangen, dass Mylady mit dem großen, bösen Rucksack allein klar kommt - verzeiht, wenn Ihr Euch dabei einen Eurer königlichen Fingernägel abgebrochen habt.”

Ich sah, wie sich die Muskeln in Jans Nacken anspannten. Bevor er auf Billy losstürmen und ihm den Kopf abreißen konnte, legte ich ihm eine Hand auf die Schulter. Er blickte mich an.

Ich schaute Billy fest in die Augen. “Für jemanden, der so klug sein soll, benutzt du die Adels-Metapher ziemlich inflationär.”

Sein Blick wanderte zu mir. Er setzte ein devotes Grinsen auf und schnaubte.

Nichts erwidern drehte er sich wieder um, sagt nur:

“Also los.”

Kapitel VI

Billy hatte schnell das Kommando über die Gruppe übernommen.

James und mir war das egal, sein Drang zum Bestimmen interessierte uns nur wenig, daher ignorierten wir es größtenteils.

Jan nahm die Situation nicht so entspannt hin. Billys Präsenz verstimmte in zusehends. Und mit jeder Sekunde, die er mit ihm verbrachte, schien sein Drang zu wachsen, mit dem Neuankömmling in Konflikt zu geraten.

Das ein ums andere Mal musste ich ihn davor zurückhalten, auf einen von Billys spitzen Kommentaren mit der Faust zu antworten.

Bis wir die Stadt verlassen und ein geeignetes Lager für die Nacht gefunden hatten, hatte die Dämmerung eingesetzt. An diesem Abend war es Billy, der für uns eine Feuerstelle bereitete. Nur zähneknirschend folgte Jan der Bitte, ihm auf der Suche nach Feuerholz behilflich zu sein.

Ich blieb mit James zurück und erfreute mich am letzten Licht des Tages.

Wir befanden uns ein paar Kilometer von der Stadt entfernt, in der Billy unseren Proviant aufgestockt hatte. Die einstmals sicher gut befahrene Straße führte auf der gegenüberliegenden Seite der Stadtmauern entlang - nun war darauf kein einziges Auto unterwegs. Dahinter lag der Wald, aus dem wir am Morgen gekommen waren. Doch wir waren so weit entfernt, dass ich ihn in der Dunkelheit kaum erkennen konnte.

Ob Lucy noch immer dort liegt oder ob die Wölfe sie mittlerweile zu ihrem Abendmahl gemacht haben?

Ich fröstelte bei dem Gedanken und wendete den Blick ab.

Stattdessen schaute ich zu James hinüber, der die Beine angezogen und die Arme um die Knie geschlungen hatte, während er pausenlos zum Wald hinüberstarrte.

Sein Blick schien irgendwie leer und abwesend. Ich beschloss, ihn nicht anzusprechen, da ich nicht wusste, wie ich eine Unterhaltung beginnen sollte.

Unsinn! In Wirklichkeit bist du einfach nur zu schwach, dir die Probleme anderer weiter vor Augen zu führen.

War das so verkehrt?

Es ist egoistisch! Du willst ihnen einfach nur nicht helfen!

“Ach, sei doch still.”

Ich brauchte einen Moment, bis mir klar wurde, dass nicht die Manifestation meiner Gedanken gesprochen hatte - Jan und Billy nahten wieder zu unserem Lager heran. Billy grinste höhnisch, während Jan die Augen verdrehte.

Offensichtlich waren die Worte von ihm gekommen.

Beide hatten in ihren Armen Holz gestapelt, das sie nun zwischen James und mir auf den Boden fallen ließen.

Ich rutschte ein Stück zurück, um ihnen Platz zum Arbeiten zu lassen, doch Jan ließ sich neben mir auf den Boden fallen und verschränkte die Arme vor der Brust.

“Genug Arbeit für heute, zeig mal, was du drauf hast, großer Gott der Flammen.”, schnaubte er verächtlich und funkelte in Billys Richtung.

Wir befanden uns abseits der Stadt auf freier Fläche.

Bei so offenem Raum beschlich mich ein mulmiges Gefühl, doch es war unsere einzige Möglichkeit zu kampieren. Der nächste Wald befand sich noch einen weiten Fußmarsch von hier entfernt und in der Nähe einer Stadt zu nächtigen, konnte tödlich enden, wie Billy so bildhaft beschrieben hatte.

“Sollen wir nicht lieber eine Nachtwache aufstellen?”, warf ich ein. Meine Gedanken schweiften zum Beginn des heutigen Tages. Hätte eine Nachtwache das verhindern können? Wahrscheinlich.

Billy bedachte mich eines nachdenklichen Blickes. Schließlich schüttelte er den Kopf.

“Willst *du* dir die Nacht um die Ohren schlagen und morgen trotzdem den ganzen Tag durchlatschen?”

Ich dachte darüber nach, dann schüttelte ich den Kopf.

Billy zuckte die Schultern. “Siehste, ich auch nich.”

Es blieb einen Augenblick ruhig, während er sich hinhockte, das Holz sorgfältig aufstapelte und in seinen Taschen nach Streichhölzern suchte.

“Wenn was ist, werden wir schon wach...”, fügte er schließlich hinzu, als er eine kleine Schachtel aus seiner Hosentasche zog und nachprüfte, ob sie noch gefüllt war, indem er sie schüttelte.

Ein Klappern verriet ihm, dass er nicht enttäuscht werden sollte und er schob die Papphülle hoch.

Ja, genauso, wie wir heute wach geworden sind...

Doch ich erwiderte nichts - keiner von uns. Ich schaute stumm zu James hinüber, der sich noch immer nicht gerührt hatte. Er starrte pausenlos zum kaum noch sichtbaren Wald. Ein Bild, bei dem sich mein Magen zusammenzog, bis ich den Blick abwenden musste.

“Ah, *verdammt!*”, fluchte Billy, fuchtelte erst mit der Hand und hielt sich anschließend den rechten Zeigefinger ans Ohrläppchen. Das Streichholz war bis zum Ende heruntergebrannt und er hatte sich dabei die Hände verkohlt.

“So macht man das nicht!”, meckerte Jan, der nun anscheinend seine Chance witterte, Billy zurechtzuweisen.

“Ach, halt den Mund, ich kann das!”, maulte Billy zurück, fingerte ein neues Streichholz aus der Schachtel und wollte es gerade anreißen, als Jan ihm mit einer Geste zu verstehen gab, es sein zu lassen.

“Wenn du so weiter machst, sitzt du morgen noch hier.”

Billy schob das Kinn trotzig vor und verschränkte die Arme. "Mach's doch besser." Zum Bild eines bockigen Kindes hätte nun nur noch das Herausstrecken der Zunge gefehlt.

Jan zeigte ein überlegenes Lächeln und stand auf. "Mach ich.", erklärte er und wendete sich ab, um aus der Umgebung ein paar Gräser zu sammeln. Diese hatte der Regen des Nachmittages zwar nicht ganz trocken gelassen, doch sie wirkten schon wieder recht annehmbar.

Als er genug beisammen hatte, kehrte Jan zu uns zurück und verteilte sie sorgfältig in, auf und um die Holzscheite. Einen etwas größeren Stapel errichtete er auf seiner Seite des potentiellen Feuers, um es besser entzünden zu können.

Er streckte den Arm mit der flachen Handfläche nach oben aus und krümmte ein paar Mal die Finger, um Billy zu bedeuten, die Streichholzschatel heranzureichen.

Murrend tat dieser wie ihm geheißen und legte die Zündhölzer auf die bereitgehaltene Hand.

Jan nahm ein Streichholz heraus, riss es an und hielt es an verschiedenen Stellen in das halbtrockene Gras, bevor er die beinahe heruntergebrannte Flamme vor sich auf die Gräser warf.

Diese fingen mit ein paar kleinen Anlaufschwierigkeiten Feuer und es dauerte nicht lange, bis auch das Holz darunter entbrannte.

Erst zischte und rauchte es aus dem noch feuchten Holz, doch schließlich züngelten mit Knacken und Funkenregen Flammen empor und verkündeten Jans Vorhaben als erfolgreich. Ich beobachtete, wie die Gräser abbrannten und Feuerzungen über das Holz leckten. Hitze schlug mir entgegen, als sie sich in den Abendhimmel aufrichteten wie eine Kreatur aus Wärme und Licht. Der Rauch hob sich in der Dämmerung kaum ab, sodass das orangefarbene Flammenmeer alles war, das blieb.

Mit einem triumphierenden Grinsen reichte Jan die Streichholzsachtel zurück an ihren Besitzer. Dieser nahm sie mit einer Grimasse entgegen und stopfte sie sich zurück in die Hosentasche.

Wir saßen eine Weile da, aßen ein wenig vom Proviant und erfreuten uns an der Wärme, die uns das Feuer lieferte, während wir ein wenig erzählten. Doch schon bald entschieden wir, dass es das Beste war, sich auszuruhen.

“Wer bekommt’n den Schlafsack?“, fragte Jan, während er sich ausstreckte und einmal herzlich gähnte.

Ich zuckte die Schultern. “Mir egal, nimm du ihn doch.”

“Nee, lass mal, nimm du ihn lieber - du bist das einzige Mädels.”

Ich hob abwehrend die Hände. “Ich will ihn nicht.” Ich wollte keine Sonderposition in der Gruppe einnehmen und konnte auch gut ohne Schlafunterlage auskommen. “James?”

Ich schaute zu dem Soldaten hinüber, dieser hatte den ganzen Abend seinen Gedanken nachgegangen und schien auch jetzt nur wenig Anteil an unserem Gespräch zu nehmen. “Is mir egal.”, antwortete er abwesend.

“Ich würd ihn nehmen.”, mischte Billy sich feixend ein.

Jan musterte ihn abschätzig. “Nee, ganz bestimmt nicht... Pandorra nimmt ihn!”

Billy zuckte nur die Schultern und grinste. “Na meinetwegen.”

Ich schüttelte energisch den Kopf und öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch da wurde ich von Jan unterbrochen: “Keine Widerrede. Schluss mit dem Kindergarten-Geplänkel, irgendeiner muss ihn nehmen, wir werden ihn garantiert nicht liegen lassen, weil sich keiner die Ehre geben will.”

Ich seufzte. “Na schön.”

Jan schnürte den zusammengerollten Schlafsack los und drückte ihn mir in die Hand. Mit einer fließenden Bewegung rollte ich ihn aus und schlüpfte hinein.

Darin war es angenehm warm. Seit zwei Tagen war ich in einem T-Shirt unterwegs, das den abendlichen Temperaturen nicht immer standhielt, da erfüllte es mich mit einem angenehm wohligen Gefühl, dem lauen Wind für eine Weile zu entkommen.

“Also dann: Gute Nacht.”, hörte ich Jan irgendwo links von mir murmeln. Ich verkroch mich tiefer im Schlafsack, legte mir eine Hand unter den Kopf und schaute in den Nachthimmel.

“Gute Nacht.”, antwortete ich.

“Und schlaft alle super-gut und lasst uns morgen zu aufregenden, neuen Abenteuern aufbrechen!”, höhnte Billy daraufhin irgendwo rechts von mir. Jan seufzte entnervt. James sagte nichts.

Kurz darauf wurde es still. Das gleichmäßige Atmen meiner Weggefährten verblieb als einziges Geräusch.

Ich gähnte. Obwohl die Müdigkeit sich über mich hermachte, war mir nicht nach Schlafen zumute.

Stattdessen betrachtete ich den Mond, wie er wie jede Nacht beständig seinen Weg entlang des Himmelszeltes bestritt. Oft wurde er dabei von Wolken bedeckt. Sterne konnte man in dieser Nacht fast gar keine entdecken. Der gesamte Himmel schien wie von einer schwarzen, undurchdringlichen Decke verdüstert.

Ich wusste nicht, wie lange ich da saß, um den Mond bei seiner Reise zu beobachten, doch irgendwann wandte ich den Blick ab und ließ ihn über unser Lager schweifen.

Das Feuer brannte fleißig weiter, doch die letzten Holzscheite waren bereits angebrochen und lange würde es uns nicht mehr wärmen.

Jan hatte einen unruhigen Schlaf, er wälzte sich auf dem kalten Boden herum und murmelte leise unverständliche Wortfetzen.

James konnte ich über das Feuer hinweg kaum erkennen, ohne mich aufzusetzen, er schien aber mehr oder weniger ruhig zu schlafen.

Billy hatte sich katzenartig zusammengerollt und hatte sich aus seinen Unterarmen ein provisorisches Kissen gefertigt. Ich zuckte zusammen, als er ein Auge öffnete, um meinen Blick zu erwidern. Seine Iris funkelte im zuckenden Schein des Feuers wie ein Smaragd. Er schenkte mir ein Lächeln, bevor er das Auge wieder zuschlug und sich enger zusammenrollte, um seinen Kopf bequemer zu betten.

Ich wartete einen Moment, ob er einen erneuten Blick wagte, doch nichts dergleichen geschah.

Daraufhin drehte ich mich im Schlafsack herum, sodass ich die Feuerstelle im Rücken hatte. Es dauerte noch eine Weile, doch irgendwann schlief ich ein.

Am nächsten Morgen wurde ich von den ersten Sonnenstrahlen geweckt.

Ich hatte mich so weit im Schlafsack verkrochen, dass ich mich erst daraus hervorwinden musste, um einen Überblick über die Lage zu erhalten.

Als ich mich einmal langstreckte, knackte mein Rücken verdächtig.

Auf die Dauer machte der harte Untergrund meinem Körper zu schaffen. Ich gähnte ausgiebig, bevor ich mich umschaute.

Das Feuer war heruntergebrannt, die erkaltete Asche war im Verlauf der Nacht von kleinen Windböen verweht worden und lag um die Feuerstelle verstreut.

Ein Blick hinüber zu Jan verriet mir, dass er ausgestreckt auf dem Rücken lag und alle Viere von sich reckte. Sein Atem ging flach, als befände er sich noch im Tiefschlaf. Sein Gesicht wirkte ruhig und entspannt. Vermutlich hatten die Albträume vom Abend ihr Ende gefunden.

Nunmehr sitzend und ohne die Flammen in meinem Weg konnte ich auch James entdecken, der sich einen der beiden Rucksäcke zum Kissen gewählt und scheinbar versucht hatte, eine angenehme Schlafposition zu finden. Ein leises Schnarchen drang von ihm herüber.

Als ich mich in Richtung Billy umwendete, fiel der Schlafsack von meinen Schultern herab, auf denen er zuvor noch schützend gelegen hatte.

Sogleich überfiel die morgendliche Frische meine aufgewärmte Haut und ließ mich frösteln. Ich rieb mir mit verschränkten Armen die Schultern, um die Kälte zu vertreiben.

Dass ich an Billys Schlafplatz gährende Leere vorfand, ließ mich die Stirn runzeln, doch es überraschte mich nicht wirklich.

Mit ein paar müden Bewegungen, strampelte ich auch den Rest des Schlafsacks von mir und stand auf.

Selbst meine Knie knackten, als die Gelenke durch die Streckung in Position sprangen.

Ich drehte mich nach allen Seiten um.

Da wir uns auf freiem Feld befanden, fiel es nicht schwer, die herannahende in Schwarz gehüllte Gestalt zu entdecken, die aus Richtung der Stadt auf unser Lager zugeschlendert kam.

Als er mich stehen sah, winkte Billy in einer überschwänglichen Geste. Ich beantwortete diese nicht, sondern wartete ungeduldig darauf, dass sein Weg hier ein Ende fand.

“Guten Morgen, Sonnenschein.”, trällerte er entspannt. Ich ließ den Blick über Jan und James schweifen. Jan drehte sich murrend auf die Seite.

“Sei still.”, zischte ich, “Den Schlaf haben sie sich verdient.”

Billy zuckte die Schultern. “Womit denn?”

Ich funkelte ihn finster an. Er antwortete darauf mit einem breiten Grinsen.

“Wo hast du eigentlich gesteckt?”, hakte ich skeptisch nach und schaute über seine Schulter hinweg zur Stadt.

Er zuckte die Schultern. “Wollte nachgucken, ob noch alles steht.”

“Und du meinst, einen Bombenangriff hätten wir aus dieser Entfernung nicht bemerkt?”, ich glaubte ihm kein Wort.

“Soldaten fallen nicht immer mit lautem Krach ein. Manchmal fallen sie auch mehr oder weniger lautlos in Städte ein und überraschen diese bei Nacht.”

Ich zuckte die Schultern. “Und?”

Billy kratzte sich nachdenklich den Kopf. “Ist schwer zu sagen, ich würde mal behaupten, es hat kein Angriff stattgefunden, aber die Straßen sind wie leer gefegt.”

“Das könnte daran liegen, dass es ... keine Ahnung ... sechs Uhr morgens oder so ist?”

Er kramte aus seiner Hemdtasche eine altmodische, kleine Taschenuhr. Sie war nicht einmal halb so groß wie seine Handfläche, hatte ein silbernes Gehäuse und war überall mit kleinen Gravuren verziert. Sie kam mir irgendwoher bekannt vor. Hatte er sie als Kind schon besessen?

“Der Tag ist sieben Stunden, fünfunddreißig Minuten und zwei, drei, vier, fünf Sekunden alt, wenn man es genau nehmen will.”

Mit diesen Worten klappte er die Uhr wieder zu und ließ sie in der dafür vorgesehenen Tasche verschwinden.

Ich konnte seinen Worten nicht viel Aufmerksamkeit schenken - dachte noch immer über die Uhr nach. Woher kannte ich sie?

“Du erinnerst dich nicht mehr?”, ich zuckte zusammen. Es war, als hätte er meine Gedanken gelesen.

Den Kopf schief legend dachte ich darüber nach. Schließlich verneinte ich mit einem Kopfschütteln.

“Das war die Uhr deines Vaters, die, die du mir mal in Ermangelung eines besseren Geschenkes vermacht hast.”, er lachte bei dem Gedanken daran.

“Oh!”, machte ich, als die Erinnerungen wieder auf mich einstürmten.

Nun schien mir die Herkunft der Uhr wieder präsent.

Sie hatte tatsächlich einmal meinem Vater gehört.

Als ich noch kleiner war, keine fünf oder sechs Jahre alt, besaß mein Vater eine Uhr, die mir immer sehr gefiel. Ich hatte immer das Bedürfnis, sie in die Hand zu nehmen, sobald ich sie entdeckte, um mir die Gravuren darauf und das feine Ziffernblatt im Innern ganz genau einzuprägen.

Ich ging immer sehr ehrfürchtig damit um - mein Vater ermahnte mich dennoch jedes Mal, sie wieder fortzulegen, um mir ein “geeigneteres Spielzeug” zu suchen, wie er es immer nannte.

Ich war der Ansicht, dass ich damit sehr wohl angemessen umgehen konnte, also nahm ich sie mir trotzdem immer wieder.

Eines Tages passierte, was passieren musste. Die Uhr fiel mir herunter und ging kaputt. Etwas im Innern hatte sich gelöst oder war abgebrochen, die Zeiger bewegten sich nicht mehr.

In meiner Panik versuchte ich, die kaputte Uhr loszuwerden, bevor mein Vater etwas bemerkte, also gab ich sie Billy, damit er sie loswurde und rang ihm das Versprechen ab, mich nicht zu verraten.

Natürlich bemerkte mein Vater das Verschwinden der Uhr und hatte sofort mich im Verdacht.

Ich war zu stolz, um zuzugeben, dass ich sie fallen gelassen und kaputt gemacht hatte und da die Uhr selbst bei Billy war, konnte er mir nichts nachweisen.

Darauf folgend ließ er die Anschuldigungen fallen. Er wusste genauso gut wie ich, dass das Verschwinden der Uhr meine Schuld war. Doch als ein Mann, der viel Achtung für Gerechtigkeit und Recht übrig hatte, konnte und wollte er mich ohne

Beweise nicht bestrafen und es blieb immer ein unausgesprochener Streitpunkt zwischen uns.

Es enttäuschte ihn, dass ich ihn anlog. Damals war ich in meinem kindlichen Gehirn jedoch noch der festen Überzeugung, damit durchzukommen.

“Und *die* hast du noch?“, fragte ich, als ich wieder in die Gegenwart zurückkehrte.

Billy nickte. “Sicher.”

“Aber sie war doch kaputt, wieso-“

“Nichts, was ein Uhrmacher nicht wieder reparieren könnte und es ist doch ein schönes Andenken, meinst du nicht auch?“, er lächelte. Ich konnte nicht erkennen, ob es eines seiner typischen, herablassenden Grinsen war, oder, ob er es dieses Mal aufrichtig meinte.

Billy und ich hatten uns noch eine Weile an die nunmehr heruntergebrannte Feuerstelle gesetzt. Nach unserem Gespräch hatten wir nur noch wenige Wortfetzen hin und her geworfen. Hauptsächlich warteten wir darauf, dass die anderen beiden erwachten, damit wir unseren Weg fortsetzen konnten.

Jan ließ nicht mehr zu lange auf sich warten, irgendwann wälzte er sich unter einer Durchstreckung seines gesamten Körpers auf die Seite und gähnte einmal ausgiebig, bevor er die Augen langsam aufschlug.

Er kniff ein Auge wieder zusammen, weil ihn das morgendliche Licht blendete und er sich nur allmählich daran gewöhnte, beide Augen zu öffnen.

Sogleich er mir noch lächelnden Gesichts einen Guten-Morgen-Gruß zuwerfen wollte, versauerte sich seine Miene, als sein Blick Billy streifte. Ich konnte erkennen, wie sein Gesicht sich immer tiefer verfinsterte, je weiter seine Erinnerungen zu ihm zurückkehrten. Billy begrüßte ihn mit honigsüßer Stimme.

“Hallöchen”, sagte er gedehnt. “Tut mir leid, aber Eier und Speck zum Frühstück sind heute leider aus, wir haben ... öhh ...”, bei diesen Worten schnappte er sich den Rucksack, den James nicht als Kopfkissen nutzte und kramte darin betont lange herum, “... Trockenfleisch ... Einwegpilze ... oh und Trockenfleisch!”

Jan ignorierte ihn völlig und schaute stattdessen zu James hinüber, der sich an dem Treiben um ihn herum gar nicht zu stören schien.

Ich kümmerte mich unterdessen darum, den Schlafsack ordnungsgemäß zusammenzurollen, konnte ihn jedoch nicht wieder am Rucksack befestigen, da es sich dabei um James‘ Unterlage für seinen Kopf handelte. Stattdessen legte ich ihn einfach zur Seite und schaute in die Runde.

“Sollen wir ihn wecken?”

Jan wandte den Blick von ihm ab und schaute mich an. Er kratzte sich die Stirn. “Mhh ... nee, lass mal, ist ja noch nicht so spät. Wer weiß, wann der gestern seinen Schlaf bekommen hat.”

Billy machte eine wegwerfende Handbewegung. “Na und? Unser Weg ist noch weit, vielleicht sind wir noch ein paar Tage unterwegs.”

“Dann macht die Stunde mehr oder weniger, die wir hier bleiben ja wohl auch nichts aus.”, giftete Jan zurück.

Billy schnaubte verächtlich, streckte sich nach vorn und stieß den schlafenden James einmal kräftig an.

“Vollidiot...”, murrte Jan nur abwertend.

James drehte sich murmelnd einmal vollständig herum, bevor er mit flatternden Lidern die Augen aufschlug. Verschlafen blickte er jeden von uns der Reihe nach an, bevor er sich langsam in eine sitzende Haltung aufrichtete.

Dabei knackte auch sein Rücken einmal laut. “Hab ich verschlafen?”, fragte er ein Gähnen unterdrückend.

“Ja.”, entgegnete Billy frostig. Doch Jan bedeutete mit einer Geste, ihm keine Beachtung zu schenken.

“Naja, was heißt schon verschlafen? Wir haben uns ja keinen Wecker gestellt.”

James nickte schläfrig. Es überraschte mich, dass er überhaupt so zeitnahe Reaktionen zeigte. Vielleicht hatte der Schlaf ihm ja gut getan.

Umso schlimmer, dass du Billy nicht davon abgehalten hast, ihn zu wecken.

Aber sollte ich mir jetzt wirklich auch noch *dafür* Vorwürfe machen?

Zum Frühstück rissen wir uns jeder etwas von dem Brot und dem Käse ab, das sich in James' Rucksack befand. Den Luxus eines Messers konnten wir uns nicht leisten, aber es ging auch ohne ganz gut.

Früher hatte ich nie besonders gern Käse gegessen, doch nachdem ich so lange um jeden Bissen Nahrung kämpfen musste, mundete mir ein herzhaftes Frühstück gleich zehnfach. Es schmeckte irgendwie würzig und aktivierte Geschmacksnerven, von denen ich nicht mehr geglaubt hatte, sie noch zu besitzen.

Ich kaute genüsslich auf den einzelnen Bissen. Meinen Magen füllte es zwar nicht vollständig, aber es reichte aus, um über die Runden zu kommen. In den Gesichtern meiner Mitstreiter las ich ähnliche Gedanken.

Der Hunger war seit der Flucht von zu Hause ein ständiger Begleiter geworden und das würde er bleiben - egal wie viele Berge von Nahrung man mit sich herumtrug, man musste damit sparsam umgehen, weil man nicht wusste, wann und wie man das nächste Mal etwas bekam.

Billy reichte eine Wasserflasche herum. Sie war leer, nachdem sie uns alle vier passiert hatte.

Niemand sprach ein Wort während des gesamten Frühstücks. Sogar Billy blieb still.

Das gab mir die Chance, den Geräuschen der Natur zu lauschen. Irgendwo weit entfernt zwitscherten Vögel ihre morgendlichen Lieder, als tätigten sie einander Zurufe. Manchmal wünschte ich mir, einer von ihnen zu sein. Weit entfernt von

allen Sorgen, die sich die Menschen selbst aufbürdeten, lebten sie ihr Leben, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen.

Ich glaubte, dass der Mensch sich zu Unrecht seiner natürlichen Erhabenheit rühmte. Im gesamten Tierreich gab es kein Wesen, das so selbstzerstörerisch agierte wie der Mensch. In seinem Streben nach Reichtum und Macht vernichtete er nach und nach seine gesamte Umwelt, bis er selbst nicht mehr darin leben konnte.

Ich richtete den Blick gen Himmel. Im strahlenden Blau konnte ich keine einzige Wolke entdecken - die waren alle vom Wind des vergangenen Tages vertrieben worden.

Noch glänzte Morgentau in den ersten Sonnenstrahlen des Tages, als wären über Nacht tausende kleine Sterne auf die Erde hernieder geregnet.

Jan unterbrach meine Gedankengänge, als er aufstand und sich die Hosen abklopfte.

“Na los, ziehen wir weiter.”

Ich blinzelte zu ihm auf. “In welche Richtung müssen wir denn?”

Er schaute sich kurz um, orientierte sich an der Stadt, die wir am Vortag durchquert hatten und zeigte dann auf einen Punkt irgendwo hinter sich. “Die Hauptstadt liegt in dieser Richtung.”, erklärte er.

Nun stand auch Billy auf. “Wenn wir dich nicht hätten.”, murmelte er, bevor er zu mir hinüberschlenderte und mir eine Hand hinhielt, um mir aufzuhelfen.

Dieses Mal ergriff ich sie ohne schlechtes Gewissen und ließ mich auf die Beine ziehen. Es erschien mir wie eine ehrlich gemeinte Geste, nicht als müsse er irgendetwas beweisen.

Nun, zumindest muss er mir nichts beweisen.

Ein Blick hinüber zu Jan verriet, dass er Billy skeptisch beobachtete. Dieser gab vor, nichts zu bemerken.

Auch James stand nun wieder auf den Beinen - seinen Rucksack auf dem Rücken.

Jan nahm sich den zweiten Rucksack, um ihn sich dieses Mal sorgfältiger über die Schulter zu streifen.

“Kommst du klar oder brauchst du Hilfe?“, stichelte Billy scheinheilig.

“Ich komm schon klar.“, kam die Antwort.

Uns stand ein weitestgehend ereignisloser Tag bevor, den wir unter der sengenden Hitze der Sonne und mit unaufhörlichem Voranschreiten auf unserem Weg verbrachten.

Ohne eine Rücksprache geführt zu haben, liefen wir jeweils zu zweit nebeneinander her.

Zu meiner Linken schritt Jan über das Steppengras hinweg und ein paar Meter vor uns führten Billy und James eine mehr oder weniger angeregte Unterhaltung.

Die meiste Zeit hatte eigentlich Billy das Wort. Er schilderte mit ausschweifender Gestik Sachverhalte, die ich nicht verstand, weil er zu weit entfernt war.

James nickte an den anscheinend passenden Stellen und antwortete ab und an scheinbar einsilbig.

Vielleicht tat ihm diese Art der Konversation gut, damit er mal wieder aus sich herauskam. Billy war ein Meister darin, sein Gegenüber um den Finger zu wickeln und mit einem Wortschwall zu überfluten, ohne, dass einem das Gespräch eintönig oder langweilig vorkam.

Er hatte schon in unserer Kindheit eine sehr manipulative Persönlichkeit dargestellt.

Umso bemerkenswerter war die Tatsache, dass er trotzdem nie viel darauf gab, besonders beliebt zu sein. Er zog es immer vor, die Leute um sich herum mit seiner verschrobenen Art zu nerven und von sich fernzuhalten.

Wahrscheinlich hast du dich mit ihm deshalb immer so wunderbar verstanden.

“Er ist ein verdammter Demagoge.”, zischte Jan abfällig, als hätte er meine Gedanken gelesen.

“Nee, eben nicht. Es interessiert ihn nicht, was die Leute von ihm denken.”, verteidigte ich ihn.

Jan wandte mir den Blick zu und musterte mich abschätzig. “Ist das dein Ernst? Er ist’n Volltrottel, wenn du mich fragst.”

Ich rümpfte die Nase. “Ich weiß nicht, was dein Problem ist.”

“*Er* ist mein Problem. Seine arrogante Art macht mich wahnsinnig. Wenn ich mir noch einen Spruch von ihm reindrücken lassen muss, spring ich ihm an die Kehle.”, entgegnete er entnervt. Dabei fixierte er Billy, der in ein paar Metern Abstand vor uns lief. Dieser war immer noch in sein Gespräch mit James vertieft.

Ich zuckte die Schultern. “Er ist ein bisschen gewöhnungsbedürftig, ja ... aber im Grunde ist er ein lieber Kerl, gib ihm eine Chance.”

Jan schnaubte verächtlich. “Tut mir leid, ich kann ihm nichts abgewinnen. Außerdem habe ich das Gefühl, er will mich nur fertig machen.”

“Jetzt wirste aber paranoid. Er ist doch zu jedem so. Außerdem ist er wahrscheinlich der Grund, dass wir noch keines grausamen Hungertodes gestorben sind. Wie wär’s mit nem bisschen Dankbarkeit?” Ich wendete den Blick ebenfalls nach vorn, nachdem Jan ein verächtliches Gesicht zog. “Er ist ein Freund von mir. Sei nett zu ihm, okay?”

“Aber er hat doch angefangen! Das ist gemein!”, quängelte er zur Antwort.

Ich stieß ihm lachend einen Ellenbogen in die Rippen. “Du weißt genau, was ich meine.”

Er lächelte milde. “Na schön, ich werd’s versuchen. Aber vorher musst du zugeben, dass er ein Idiot ist.”

Ich streckte ihm die Zunge heraus. "Weißt du was? Manchmal habe ich das Gefühl, James ist der einzig Normale in diesem Haufen Idioten - und gerade dem würde wahrscheinlich jeder Psychologe seelische Probleme zugestehen."

Ich konnte auf Jans Gesicht ablesen, wie er über diese Aussage nachdachte. Es sollte ein Scherz sein, doch irgendwie war ich im Recht. Jan und Billy hatten sich auf die alberne Streiterei eingelassen, den jeweils Anderen auszustecken. Ich konnte nicht genau sagen, woher diese Rivalität rührte (*Wirklich nicht?*), doch ich wusste genau, dass ich mich davon emotional zu sehr mitreißen ließ.

Der Einzige, den all das nur wenig tangierte, war James. Er hatte mit seinen eigenen Problemen zu kämpfen und deshalb keinen Kopf für unsere Kindereien. Wahrscheinlich würde er am Ende der einzig rational denkende Mensch bleiben, wenn diese Gruppe sich weiterhin so kaputt arbeitete.

Jan schien soeben demselben Gedankengang gefolgt zu sein, denn er bedeutete mir mit einem Handzeichen, zu warten, bevor er in seiner Geschwindigkeit ein paar Schritte zulegte, um Billy und James einzuholen.

Sobald er sich in Hörweite befand, brach Billy mitten im Satz ab und schaute überrascht zu ihm herüber. Auch James wendete den Blick langsam nach hinten. Die beiden blieben stehen.

"Hey, Billy ...", hörte ich Jan sagen. Ich bemühte mich, zu ihnen aufzuschließen, um das Gespräch mit anzuhören.

"Weißt du ... ich denke, es wäre das Beste, wenn wir aufhören uns gegenseitig die Hölle heiß zu machen, ich glaube, das bringt uns nichts als Ärger..."

Für einen Moment schien mir mein Kindheitsfreund sprachlos - eine Regung, die ich nur selten auf seinem Gesicht hatte sehen können. Ich konnte von seinen Augen ablesen, dass er zu einem spöttischen Kommentar ansetzen wollte, doch ich gab ihm mit einem Räuspern und einem tadelnden Blick zu verstehen, dass er es besser bleiben lassen sollte.

Stattdessen kratzte er sich etwas verunsichert die Stirn.

“Weißt du ...”, setzte Jan erneut an. “Ich glaube, die Zeiten sind schon schwierig genug. So ein Kleinkrieg macht uns doch nur unnötig kaputt, denkst du nicht auch?”

“Ja, schon ... irgendwie.”, es war ihm anzumerken, dass er krampfhaft versuchte aus Jans Verhalten schlau zu werden. Er erwartete wohl irgendeinen Hinterhalt und konnte nicht glauben, dass er es ernst meinte. Dieser Sinneswandel kam nun aber auch wirklich recht plötzlich. Eigentlich hatte ich mich auf ein längeres, ernstes Gespräch eingestellt, um die Situation klar zu stellen. Stattdessen hatte Jan zügig eingelenkt und seinen Stolz allem Anschein nach über Bord geworfen.

In diesem Moment streckte er Billy die Hand hin. “Also? Alles auf Anfang?”

Nur für den Bruchteil einer Sekunde zuckte Billys Blick zwischen Jan und mir hin und her - die Bewegung war so eilig gewesen, dass ich mir bereits eine Sekunde später nicht mehr sicher war, ob sie überhaupt stattgefunden hatte.

Schließlich ergriff er Jans bereitgehaltene Hand und schüttelte sie beherzt. “Freut mich dich kennenzulernen, mein Name ist Billy - Billy Senain.”, verkündete er mit einem breiten Grinsen.

Der Rest des Tages verstrich ohne besondere Vorkommnisse.

Ich musste feststellen, dass ich mit voranschreitendem Weg immer weniger Ahnung davon hatte, in welche Richtung wir gehen mussten oder wo wir uns befanden.

Zu meiner Erleichterung schien es meinen Mitreisenden da ganz anders zu gehen - oder zumindest taten sie so, als wüssten sie über alles Bescheid. In jedem Fall gab es mir ein besseres Gefühl und ich beschloss, es nicht weiter zu hinterfragen.

Auf unserem Weg überquerten wir immer wieder verlassene Straßen, die wie ausgestorben da lagen, als wäre seit Ewigkeiten kein Auto mehr darüber gefahren.

Niemals folgten wir einem der Wege und immer wieder mussten wir uns unsere eigenen Routen durch hohes Gras und anderes Dickicht schlagen. Auch diese Entscheidungen hinterfragte ich nicht weiter - die Anderen würden schon wissen, was sie taten.

Und du kannst die Verantwortung wie immer von dir abstreifen - sehr gut!

Auch das Gespräch zwischen Billy und James war zum Erliegen gekommen, seit wir weitergegangen waren. Nun lief die Gruppe enger beieinander und dennoch redete niemand ein Wort - hin und wieder warfen wir uns kürzere Wortfetzen zu, doch nichts davon war von Belang.

Besonders James schien wieder tief in seinen eigenen Gedanken versunken zu sein, denn er starrte den gesamten Weg über auf die Strecke, die vor seinen Füßen lag - höchstwahrscheinlich, ohne sie tatsächlich zu sehen. Sobald jemand das Wort an ihn richtete, musste Billy ihn mit dem Ellenbogen kurz anstoßen, um ihn aus seinen Gedanken zu reißen. Doch immerhin reagierte er überhaupt wieder.

Zweimal machten wir eine kurze Verschnaufpause, wenn es einen Baum oder einen großen Findling gab, in dessen Schatten wir uns flüchten konnten. Der Vorrat der Wasserflaschen neigte sich bereits jetzt dem Ende. Mein Mund fühlte sich unter der sengenden Sonne dauerhaft trocken an und ich hatte keinen Zweifel daran, dass es meinen Mitstreitern ähnlich erging.

Unser Lager schlugen wir an diesem Abend erst auf, als die Sonne bereits unterzugehen drohte.

Wir hatten uns wieder einem Waldrand genähert und ließen uns nun in etwa hundert Metern Entfernung davon nieder. Mir fiel auf, dass James immer wieder unruhig zu dem Waldstück hinüberschielte und ich dachte darüber nach, ob es vielleicht eine falsche Wahl zum Rasten gewesen war.

Doch ich wollte das Thema Lucy nicht unnötig wieder anschneiden, also schwieg ich und hoffte darauf, dass James klar kam.

Jan machte sich an diesem Abend allein auf den Weg, um Feuerholz zu sammeln.

Aufgrund des ganz in der Nähe liegenden Waldes stellte diese Aufgabe kein größeres Problem dar.

In seiner Abwesenheit rupfte Billy ein paar Gräser in unserer Mitte aus, an deren Stelle das Lagerfeuer errichtet werden würde. Ich legte die achtlos beiseite geworfenen Pflanzenreste mit dem Gedanken an den vorhergehenden Abend sorgfältig zusammen, damit wir sie über dem Feuerholz verstreuen konnten, um das Entzünden einfacher zu gestalten.

James kauerte irgendwo rechts von mir, starrte Löcher in die Luft und schwieg - ein mittlerweile nicht mehr so ungewohntes Bild.

“Glaubste, er meint es ernst?“, fragte Billy da ohne einleitendes Wort.

“Mh?”

“Na Jan - glaubst du, er meint diese Versöhnungskiste ernst?”

Ich musterte Billy neugierig, doch er schaute nicht von seiner Arbeit auf - auch auf seinem Gesicht konnte ich keine nennenswerte Emotion erkennen.

“Schätze schon.“, entgegnete ich schließlich, “Ist ja schon irgendwo richtig - wir haben genug Probleme, *ernste* Probleme. Da müssen wir hier keine Kindertagesstätte abziehen, verstehste?”

Nun schaute er doch noch auf. Sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischend erwiderte er meinen Blick. Er schien über meine Worte nachzudenken. “Ja, stimmt schon.”

“Siehste.”

Doch er erwiderte nichts mehr. Stattdessen ließ er sich zurück ins Gras fallen und wischte sich die Hände an seinen Hosenbeinen ab.

Ich hatte ihn schon lange nicht mehr so nachdenklich erlebt.

Wenige Augenblicke später kehrte Jan wieder bei uns ein - auf seinen Armen trug er sorgfältig gestapelte Äste, die er an der vorbereiteten Feuerstelle fallenließ - sie

blieben in einer Form liegen, in der sie mich entfernt an Mikado-Stäbchen erinnerten - ein Spiel, das ich in meinem *alten* Leben gern gespielt hatte.

Jan klopfte sich die Hände aneinander ab, bevor er in die schweigsame Runde blickte.

Ich deutete auf die aufgehäuften Gräser zu meiner Linken: "Haben wir schon mal vorbereitet."

Jan nickte nur und machte sich anschließend daran, die Hölzer aufzureihen.

Bis das Feuer brannte, war die Sonne bereits untergegangen.

Anstelle ihrer begann nun der Mond, den Horizont zu erklimmen und seinen Weg durch die Nacht anzutreten. Wenige Wolken bedeckten den ansonsten sternenklaren Himmel. Aber es wehte auch kein Wind, der die restlichen hätte vertreiben können.

Irgendwo in der Nähe zirpten ein paar Grillen. Neben dem Knacken und Säuseln des Feuers waren sie die einzigen Geräuscherzeuger, denn auch, als wir alle in einer Runde Platz genommen hatten, schien niemandem so recht nach Reden zumute.

"Wie weit ist es denn noch genau bis zur Hauptstadt?", fragte ich nach einer Weile, um das Schweigen doch noch zu brechen.

Jan und Billy holten gleichzeitig Luft, um mir eine Antwort zu liefern, doch Billy war der Erste, der sprach: "Nicht mehr sooo weit. Ein, zwei Tagesmärsche noch. Kommt darauf an, wie gut wir die nächste Zeit vorankommen. Wahrscheinlich reicht unser Proviant sogar noch bis dahin - wäre jedenfalls besser so, auf dem Weg dorthin gibt es keine Städte mehr."

Ich nickte, um ihm zu zeigen, dass ich die Information zur Kenntnis genommen hatte.

"Und ihr wisst, wohin genau wir müssen, um auf die Rebellen zu treffen? Haben sie nen Unterschlupf oder sowas?"

Ich beobachtete, wie Billy und Jan jeweils zum Anderen hinüberschielten, um herauszufinden, ob der die passende Information parat hatte. Beide schienen ein wenig unschlüssig.

“Im *Ernst?*“, ich zog die Augenbrauen zusammen und legte die Stirn in Falten. “Keiner von euch hat ne Ahnung, wohin wir genau müssen? Wir laufen seit einer gefühlten Ewigkeit durch die Pampa und sind uns nicht mal sicher, wie wir unser Ziel überhaupt erreichen?“, ich fühlte mich ein wenig vor den Kopf gestoßen. Damit hatte ich nicht gerechnet.

“Naja ... das stimmt so nicht ganz.“, meinte Billy schließlich zögerlich. “Ich habe schon so eine ungefähre Ahnung, wohin wir müssen... Ist nur schon ne Weile her, dass ich dort war.”

Mein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht und er schien zu spüren, dass mich diese Antwort nicht sonderlich befriedigte, daher fügte er hastig hinzu: “Ich kenne ein paar Leute, die jetzt Rebellen sind... ich hatte zwar keinen Kontakt mehr zu ihnen, seit die Fernkommunikation zusammengebrochen ist, aber ich bin mir sicher, sie finden zu können.”

Mein Blick wanderte zu Jan hinüber. Beinahe vorwurfsvoll schaute ich ihm in die Augen.

Er war schließlich derjenige gewesen, der mich zu dieser Aktion überredet hatte und dem ich nun blind folgte. Er kaute unsicher auf seiner Unterlippe. “Ich schätze, wenn wir erst mal in der Hauptstadt sind, sollte es kein Problem sein, zu den Widerstandskämpfern zu stoßen.”

Ich seufzte. Zumindest Billys Aussage beruhigte mich ein wenig.

Was hast du schon für eine andere Wahl? Zum Umkehren ist es schon längst zu spät.

Wir saßen noch eine Weile schweigend beieinander, bis wir uns dazu entschlossen, noch einmal auf den Proviant zurückzugreifen, bevor wir uns schlafen legten.

Billy kramte kurz in einem der beiden Rucksäcke und zog eine Packung Dörrfleisch hervor, aus der er sich eine Scheibe entnahm und sie an mich weiterreichte. Ich nahm mir ebenfalls eine und gab die Packung zu Jan. Als die Reihe an James war, gab dieser das Fleisch wortlos an Billy zurück, ohne sich seinen Anteil genommen zu haben.

“Waf ift lof?”, fragte ich - im Mund einen Bissen Dörrfleisch. Ich schluckte ihn hinunter und betrachtete James sorgenvoll. “Du musst was essen - wir haben genug da, hier braucht keiner zu hungern.”

Doch er schüttelte nur den Kopf. “Nee, ich möchte nicht - *Wirklich nicht.*”, fügte er hinzu, als er bemerkte, dass ich zu erneutem Protest ansetzen wollte.

Ich tauschte einen besorgten Blick mit Jan. Als ich zu Billy hinüberschielte, zuckte der kaum merklich die Schultern und legte die Stirn in Falten. Doch keiner von uns erwiderte noch etwas.

An diesem Abend hatte ich nicht gezögert, den mir angebotenen Schlafsack anzunehmen, um keine unnötigen Diskussionen in der Gruppe auszulösen. Ich war schnell eingeschlafen und in einen traumlosen Schlaf gefallen.

Als dieser endete und ich die Augen aufschlug, war es noch dunkel - das einzige Licht lieferte der Schein des Feuers in unserer Mitte.

Ich konnte nur raten, wie spät es war, doch da das Feuer noch nicht ausgebrannt war, nahm ich an, dass ich nur eine, vielleicht zwei oder drei Stunden geschlafen hatte. Ich drehte mich auf die Seite, mit dem Gesicht Richtung Feuer, um meine Schlafposition ein wenig zu verändern, da zuckte etwas am Rande meines Sichtfeldes zusammen.

Als ich den Blick der Richtung zuwendete, aus der die Bewegung kam, erkannte ich James, der ein wenig abseits Platz genommen hatte. Das Licht des Feuers erreichte ihn gradeso, dass seine Silhouette einigermaßen gut zu erkennen war - seine Züge zeigten sich nur schemenhaft.

Er hatte die Augen überrascht aufgerissen und fixierte mich mit hektischem Blick. Bevor ich fragen konnte, was vor sich ging, erkannte ich, dass er seine Pistole gezogen hatte und den Lauf nun auf seine Schläfe richtete.

Ich brauchte einen Moment, um zu realisieren, was er vor hatte. Doch, als ich es begriff, war es bereits zu spät.

“*NEIN!*”, meinte Stimme kam nur als ein heiseres Krächzen - kaum mehr als ein Flüstern.

“Es tut mir leid.”, entgegnete der Soldat leise und schloss die Augen - er klang so unglaublich müde.

Kapitel VII

Alles Nachfolgende löste in mir ein Gefühl aus, als würde die Zeit langsamer laufen.

Dennoch gelang es mir nicht, in das Geschehen einzugreifen - meine Muskeln wollten mir nicht mehr gehorchen und die Welt schien an mir vorbeizuziehen. Ich spürte, wie mir ein Schrei in der Kehle erstarb, als James' Zeigefinger sich fester um den Abzug zog und ihn betätigte. Ich konnte es unter den Schatten klar und deutlich erkennen, auch ohne den ohrenbetäubenden Knall zu vernehmen, den der abgefeuerte Schuss mit sich brachte.

Im Augenwinkel erkannte ich ruckartige Bewegungen, als Jan und Billy aus dem Schlaf schreckten, doch es war zu spät - viel zu spät.

Ein warmer Spritzer Blut oder vielleicht Gehirnmasse - ich wollte nicht allzu genau darüber nachdenken - landete auf meiner Wange. Ich spürte, wie er langsam daran hinablief, doch es drang nicht in mein Bewusstsein.

Das Blut rauschte so laut in meinen Ohren, dass die Geräuschkulisse um mich herum erstarb - das prasselnde Feuer, das aufgeregte Rufen einer Männerstimme, die entweder Billy oder Jan gehörte, das leise, gleichmäßige Zirpen der Grillen in der Umgebung. All das wurde einfach verschlungen, als tauchte ich in einen tiefen, schwarzen Fluss ein.

Obwohl James' regloser Körper schon längst zur Seite gekippt war - glücklicherweise verbarg sich der Kopf irgendwo in der Dunkelheit außerhalb des Feuerscheins - sah ich seine weit aufgerissenen Augen noch immer vor mir. Im Bruchteil einer Sekunde verfolgte ich immer und immer wieder, wie mit einem Schlag alles Leben aus ihnen wich.

“Es tut mir leid.”

Diese Worte füllten meinen Kopf, als hätte darin nichts Anderes mehr Platz.

Nach einer gefühlten Ewigkeit war Jan bei mir und umfasste meine Schulter.

Mit einer phlegmatischen Bewegung drehte ich den Kopf in seine Richtung. Er sagte etwas, das ich nicht verstand - ich fühlte mich nicht dazu in der Lage, die Worte aufzunehmen und umzusetzen.

Er schaute mich eindringlich an, wiederholte die Worte.

Irgendwo rechts von mir hockte Billy neben den Überresten unseres Weggefährten.

“... ist passiert?”

Ich blinzelte ein paar Mal, als Jans Worte zu mir durchdrangen. Ohne Vorwarnung kehrten die Geräusche der Umwelt wieder zurück - ich spürte die Hektik, die um mich herum entstanden war.

“Ich ... keine Ahnung. Er saß da und ... und hielt sich die Waffe an den Kopf und da...”, ich hörte mich selbst reden - die Worte kamen mir automatisch über die Lippen. Meine Stimme klang wie weit entfernt. Mir war schwindelig.

“Okay ...”, entgegnete Jan, der selbst nur langsam zu verarbeiten schien, was gerade passiert war.

“Wie geht’s dir? Alles okay?“, fragte er schließlich. Ich schaute ihn ausdruckslos an.

Wie soll es mir schon gehen? Das Übliche: zu Abend gegessen, mich schlafen gelegt und dabei zugeguckt, wie sich die Gehirnmasse eines Kameraden auf der Wiese verteilt. War übrigens schönes Wetter die letzten Tage. Und bei dir so?

“Komme schon klar...“, erwiderte ich knapp.

Ich zuckte überrascht zurück, als er seine Hand nach mir ausstreckte, doch er wischte mir nur mit dem Daumen etwas von der Wange, das er sogleich am Boden abrieb.

“Okay, Nachtruhe beendet - wir ziehen weiter.”, Billy stand so plötzlich neben uns, dass ich meinen Kopf ruckartig zu ihm herumdrehte - ich hatte ihn nicht kommen hören.

Sein Tonfall klang bestimmend und emotionslos.

“Was!?”, meine Stimme war nicht mehr als ein Krächzen. Ich konnte nicht glauben, dass er diesen Vorfall einfach so hinnehmen wollte.

“Wir ziehen weiter.”, wiederholte er - weiterhin ohne den Anflug einer Emotion. Dieses Mal betonte er jede Silbe, so als wollte er einem Kind etwas erklären, das es nicht verstand.

Der Wind frischte auf, ließ mein Haar in der Luft tanzen, während ich fassungslos zu Billy hinauf starrte. Ich spürte die Kälte gar nicht, die mir nun wieder in die Glieder kroch.

“James ist ... er ist ...”, ich konnte den Satz nicht zuende führen, doch Billy fuhr mir ohnehin dazwischen: “Das *sehe* ich.”, sagte er scharf. “Und wenn du nicht hier bleiben willst, um die Leiche zu obduzieren, werden wir jetzt unseren Weg fortsetzen.”

Ich war so erschüttert, dass mir darauf keine Antwort mehr einfiel. Ich spürte, wie meine Augen zu brennen begannen. Die Situation überforderte mich.

Neben mir erhob sich Jan aus seiner hockenden Position. “Und wer hat *dir* das Kommando erteilt?”

Er ballte die Hände zu Fäusten - so fest, dass ich seine Fingerknöchel sogar im dämmrigen Licht des Feuers weiß hervortreten sah.

Billy musterte ihn skeptisch. “Irgendeiner muss es ja übernehmen. Hier bleiben können wir jedenfalls nicht - von euch scheint das ja niemand zu bemerken - aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis die ersten Tiere hier-”

Sein Satz wurde von einem Laut unterbrochen, der an einen Peitschenknall erinnerte.

Sein Kopf wurde von der Wucht hinter Jans Ohrfeige zur Seite geworfen. Haare fielen ihm ins Gesicht.

Einige Augenblicke regte sich niemand. Wären da nicht die ständig zuckenden Bewegungen des Feuers gewesen, hätte man annehmen müssen, die Szene wäre eingefroren.

Abgesehen von der Drehung seines Kopfes hatte sich Billy keinen Zentimeter bewegt. Als er sein Gesicht wieder in Jans Richtung wandte, herrschte darauf frostige Ausdruckslosigkeit, doch seine Augen funkelten finster. Vom flackernden Schein des Feuers beleuchtet, loderten sie in einem giftigen Grün, als würden sie Jan jeden Moment heißglühend durchbohren.

Jan hatte die Kiefer so fest aufeinander gepresst, dass die angespannten Muskeln sich in der Kontur seines Gesichtes abzeichneten. Er erwiderte den Blick entschlossen und scheinbar vorbereitet auf jede erdenkliche Reaktion.

“*Wir gehen.*”, zischte Billy bedrohlich, ehe er sich mit einer ruckartigen Bewegung abwendete und einen der Rucksäcke einräumte.

Jan warf mir einen unsicheren Blick zu, bei dem ich mir nicht anders zu behelfen wusste, als ihn zu erwidern.

“Er mag ein gefühlskaltetes Arschloch sein, aber ich denke, er hat Recht.”, sagte ich nach einer Weile. Ich gab mir keine Mühe, meine Stimme zu dämpfen. Billy sollte ruhig hören, was ich über seinen Auftritt dachte, doch er kramte unbeteiligt weiter im Rucksack.

Jan musterte mich aufmerksam, zuckte erst die Schultern und nickte dann zögerlich. Dabei gab er keinen Ton von sich. Offensichtlich war er darauf bedacht, dass der mit dem Rücken zu uns sitzende Billy seine Zustimmung nicht bemerkte.

Ich warf einen letzten Blick zu James. Noch immer hallten seine Worte in meinem Kopf wider.

“*Es tut mir leid.*”

Im Wald - weit entfernt vom flammenden Schein unseres Lagerfeuers - herrschte tiefe Dunkelheit.

Wir hatten nicht weit gehen müssen, um uns dieser Tatsache bewusst zu werden. Die Erinnerungen an unseren Aufbruch blieben ein paar verwischte Bilder in meinem Kopf. Ich fühlte mich seltsam - so als hätte ich noch gar nicht richtig realisiert, was geschehen war.

Jan und ich liefen schweigend nebeneinander her. Billy war ein Stück vorausgegangen und führte unsere weiter dezimierte Gruppe an. In seinem Hosenbund steckte die Waffe, die er James' toten Händen entnommen hatte. Er war nicht einmal darum bemüht gewesen, das Blut davon abzuwischen, doch auf dem schwarzen Stoff seiner Hose sah man die Flecken ohnehin nicht.

Ich fühlte mich ausgelaugt und wollte nichts lieber, als mich hinlegen und weiterschlafen - darauf hoffen, dass es sich nur um einen bösen Traum handelte, ich aufwachen würde und wir am Morgen gemeinsam mit James weiterziehen würden.

Oder noch besser: Wenn du aufwachst, liegst du zu Hause in deinem Bett und wirst von einem herzhaften Frühstück begrüßt. Deine Eltern erwarten deine Ankunft am Esstisch und ihr schaut ne Runde fern ...

Wohl eher nicht.

“Er hat gesagt, es tue ihm leid.”, sagte ich unvermittelt. Der Gedanke schoss mir plötzlich durch den Kopf und ich konnte nicht anders, als ihn auszusprechen.

“Hm?”, Jan musterte mich verständnislos.

“James.”, ergänzte ich. “Seine letzten Worte waren ‘Es tut mir leid.’ - Was meinte er damit?”

Billy lugte über seine Schulter zu uns herüber, so als würde er zuhören, doch seine Schritte verlangsamten sich nicht.

“Wahrscheinlich wollte er sich dafür entschuldigen, dass er uns allein weiterziehen lässt.”, entgegnete Jan nachdenklich.

“Aber weshalb entschuldigt er sich da? Für die Unannehmlichkeiten?”, meine Stimme klang so bitter, dass ich selbst davor erschrak. “Ich meine ... es war doch seine Entscheidung.”, fügte ich schnell hinzu.

Jan runzelte die Stirn und öffnete den Mund, um etwas zu erwidern.

Doch Billy kam ihm zuvor: “Er ist seinem Mädchen in den Tod gefolgt, na und? Können wir jetzt endlich aufhören, das Thema breitzutreten?”

Seine Stimme klang so ungeduldig und abwertend, dass sich auf Jans Stirn tiefe Falten bildeten.

“Ent-schul-di-gung, dass wir uns über das Ableben eines Kameraden unterhalten, welches - nebenbei bemerkt - erst ein paar Minuten her ist.”, entgegnete ich zynisch, bevor Jan die Chance ergreifen konnte, um erneut auszurasten. Meine Gefühlswelt glich einem Schlachtfeld. Ich fühlte mich müde, schockiert, traurig und wütend zugleich. Ich konnte noch immer nicht fassen, dass nun auch James uns verlassen hatte und dass es Billy so enorm kalt ließ. Ich wollte ihn schlagen und anschreien, wusste aber gleichzeitig auch, dass noch mehr Streit uns nicht weiterhalf.

Plötzlich blieb Billy stehen. Jan und ich taten es ihm gleich.

Ich hörte, wie er einmal tief durchatmete, bevor er sich zu uns umdrehte und ein paar Schritte auf uns zukam. Eine halbe Armlänge von mir entfernt blieb er stehen. Sein Gesicht schien ernst, doch nicht verschlossen - seine Augenbrauen waren besorgt zusammengezogen und seine Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

“Okay ... es tut mir leid.”, seine Stimme war sanft - beinahe unsicher. So hatte ich ihn schon seit unserer Kindheit nicht mehr erlebt.

“Es war nicht in Ordnung von mir, solche Dinge zu äußern und ich möchte mich dafür entschuldigen.

Ich dachte nur ... naja, irgendeiner musste die Führung ja übernehmen. Und ihr beide hingt emotional wohl irgendwie an James - für mich war er nichts weiter als ein Fremder, deswegen fällt es mir leicht, ihn mir aus dem Kopf zu schlagen und die Dinge rational anzugehen. Ich denke nur, dass es uns nicht weiterhilft, weiter zurück zu blicken. Im schlimmsten Fall hält uns das nur auf ... und wir haben doch ein Ziel vor Augen!

James - und auch seine Freundin - sind indirekt ein weiteres Opfer dieses Krieges geworden - ein weiterer Grund für uns, in die Hauptstadt zu kommen und dem Widerstand unsere Unterstützung zuzusichern.”

Ich musterte ihn aufmerksam. So hatte ich ihn noch nie reden hören. Es fühlte sich irgendwie ungewohnt an - und doch zweifelte ich nicht an der Aufrichtigkeit hinter seinen Worten.

Ich wagte einen Blick auf Jan: Dieser musterte Billy skeptisch, doch Billy schien sich seiner Anwesenheit gar nicht mehr bewusst zu sein. Die ganze Zeit über hielt er mich festen Blickes fixiert und ließ die Augen nicht von mir.

Ich dachte darüber nach, was ich antworten könnte. Nach einer Weile sagte ich: “In Ordnung ... du hast Recht. Aber hör bitte auf, dich wie ein Riesenarsch aufzuführen, okay?”

Billy setzte ein schmales Lächeln auf. “Okay.”

Danach liefen wir schweigend nebeneinander. Jeder schien in seinen eigenen Gedanken versunken zu sein.

Hin und wieder ertappte ich Jan dabei, wie er Billy nachdenklich musterte. Doch sobald er entdeckte, dass ich ihn beobachtete, wandte er schnell den Blick ab.

Ich dachte darüber nach, wie unsere Gruppe sich über die kurze Zeit hinweg entwickelt hatte.

Innerhalb weniger Tage hatten wir drei Weggefährten hinzugewonnen und zwei davon wieder verloren. Dabei konnten wir nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob

der Weg, den wir bestritten der richtige war - und ob er uns unserem Ziel, den Krieg zu beenden, wirklich näher bringen würde.

Erneut überkamen mich Zweifel. Konnten wir dem Widerstand tatsächlich eine tatkräftige Unterstützung sein? Was taten schon drei Menschen mehr? Und wären nicht sogar fünf Menschen zu wenig gewesen? Waren wir dabei, unser Leben in einem erfolglosen Unterfangen zu lassen?

Andererseits gab es tatsächlich keine Alternativen. Sicher konnten wir uns irgendwo eine kleine Existenz aufbauen und mit den Mühen und Ängsten des Krieges leben, doch früher oder später würden wir von erneuten Angriffen überrascht werden und wer wusste schon, ob wir das nächste Mal auch das Glück hatten, dann zufällig außerhalb der Stadt zu sein.

Jan hatte Recht - wir hatten nicht die Entscheidung darüber, ob wir leben oder sterben wollten. Wir hatten nur die Wahl, ob es ein ehrenhafter Tod mit aufrechtem Rückgrat oder einer in Devotion und Tatenlosigkeit werden würde.

Es war uns gelungen, den Wald in der Nacht beinahe vollständig zu durchqueren.

Billy meinte, dass wir damit ein großes Stück unseres Weges geschafft hätten und dass es nicht mehr weit bis zur Hauptstadt wäre.

Alles andere hätte mich allerdings auch furchtbar demotiviert. Der Weg war beschwerlich gewesen und Billy hatte uns ohne eine Pause vorangetrieben.

Jan und ich waren ihm einfach gefolgt. Vollkommen erschöpft wollten wir dennoch nichts weiter, als fort von der Feuerstelle - so weit wie möglich, so schnell wie möglich.

Auf einer Lichtung am Waldrand blieb Billy endlich stehen und warf sich den Rucksack von den Schultern. Zwischen den Bäumen konnte ich den schwachen Lichtschimmer erkennen, der den baldigen Aufgang der Sonne verkündete.

Ich ließ mich auf den Waldboden fallen, lehnte gegen einen nahestehenden Baumstamm und winkelte die Beine an. Der Schmerz in meinen Füßen war für mich in der letzten Zeit ein ständiger Begleiter geworden, doch dieses Mal spürte ich jeden Knochen. Ich fühlte mich völlig übermüdet und hatte seit dem letzten Marsch keine Energie mehr tanken können.

Ich stöhnte auf, als ich aus meinen ausgetretenen Schuhen schlüpfte und das Stechen halbherzig wegzumassieren versuchte.

“Okay, ich schlage vor, wir ruhen uns jetzt noch eine Weile aus und ziehen dann weiter.”, Billy war eine Weile rastlos auf und ab geschritten. Nun stellte er sich dort auf, wo Jan und er die Rucksäcke hatten fallen lassen. “Bis zur Stadt sind es vielleicht noch ein oder zwei Wegstunden - nicht besonders weit, aber bevor wir diesen letzten Weg antreten, sollten wir uns ein wenig erholen.”

Sein Blick hatte sich abwesend dem bevorstehenden Weg zugewandt. “Wir können entweder jetzt etwas essen, oder bevor wir nachher losziehen...”, er machte eine Pause - offensichtlich wartete er auf eine Entscheidung. Doch ich hatte ihm nur mit halbem Ohr zugehört und fühlte mich viel zu entkräftet, um einen klaren Gedanken zu fassen. Stattdessen starrte ich mit glasigem Blick auf den Waldboden zu meinen Füßen und häufte gedankenverloren etwas Laub auf. Die Blätter fühlten sich trocken und kratzig unter meinen Fingern an und sie raschelten leise bei jeder Bewegung, ganz so, als versuchten sie, mir etwas zuzuflüstern.

Billy seufzte. “Hat einer von euch Hunger?”, formulierte er seine Frage schließlich um. Ich hob den Kopf, um in Jans Richtung zu blinzeln. Der hatte die Arme auf den Knien abgelegt und lehnte rücklings an einen Baumstamm zu meiner Linken. Den Kopf hatte er bis gerade noch gesenkt gehalten, nun hob er den Blick, um Billys Frage mit einem Kopfschütteln zu begegnen. Als Billy fragend zu mir hinüberschaute, ahmte ich Jans Bewegung einfach nach.

Danach ging alles sehr schnell. Ich konnte gar nicht genau sagen, wie ich im Schlafsack zum Liegen gekommen war, doch ich fiel ungeachtet der anbrechenden Sonnenstunden ohne Umschweife in einen tiefen Schlaf.

Das nächste, an das ich mich erinnerte, war eine unendlich scheinende Schwärze. Ich stand auf einem grauen, tristen Betonboden. Meine unmittelbare Umgebung war von einem schwachen Lichtschein erhellt, dahinter lag alles in tiefer, undurchdringlicher Dunkelheit.

“Es tut mir leid. Ich wollte nicht, dass es soweit kommt.”, sprach plötzlich eine schnarrende Stimme, die an das Knarzen von alten, gelösten Dielen erinnerte. Ich zuckte zurück, als ich herumgewirbelt wurde. James‘ Antlitz hatte sich in eine abscheuliche Fratze verwandelt. An der Stelle, an der eigentlich seine Schläfe sitzen sollte, klaffte nunmehr ein riesiges, blutverschmiertes Loch. Der Inhalt seines Schädels ergoss sich in zähflüssigen Tropfen auf seine Wange, zeichnete die Silhouette seines Kiefers nach und troff mit einem leisen, aber durchdringenden Geräusch auf seine Schulter, wo er vom Stoff seines Hemdes begierig aufgesogen wurde.

Mir stieg der süßliche Geruch der Verwesung in die Nase, dessen Bekanntschaft ich seit Ausbruch des Krieges schon mehrfach gemacht hatte und auf die ich gern verzichtet hätte. Auf James‘ Lippen lag eine nahezu unmenschlich verzerrte Grimasse, die einen schrillen Kontrast zu der Leere in seinen Augen darstellte. “Es tut mir leid.”, wiederholte er, als hätte er eine Frage gestellt, auf die er eine Antwort erwartete. Noch während er sprach, verkürzte er den Abstand zwischen uns so drastisch, dass sich unsere Nasenspitzen beinahe berührten. Der Fäule-Geruch war so eindringlich, dass mir Tränen in die Augen stiegen und ich sie schließen musste.

“Was willst du von mir?”, fragte ich mit zitternder Stimme. Ich wollte nichts lieber, als dieses schreckliche Bild von mir zu schmettern. “Mama hat gefragt, ob du zum Essen bleiben willst, du Dummerchen.”, lachte eine helle kindliche Stimme zur Antwort. Als ich die Augen vorsichtig wieder öffnete, stand Billy vor

mir, der mich mit einem blitzenden Lächeln bedachte. Irgendetwas erschien mir anders an ihm. Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass er viel jünger geworden schien. Außerdem war die abgeriegelte Atmosphäre der Isolation und Dunkelheit einer prachtvollen Blumenwiese gewichen, die ich aus meiner Kindheit kannte. Auch an die Situation erinnerte ich mich. Ich wollte gerade mit Billy zum Spielen aufbrechen und seine Mutter lud mich zum Essen ein - die meisten meiner Mahlzeiten hatte ich bei ihnen eingenommen, seine Frage war rein profaner Natur.

Bevor ich Gelegenheit erhielt, zu antworten, verdunkelte sich der bis dato wolkenfreie Himmel zusehends. Auf Billys Gesicht fand sich keine Regung, er schien es gar nicht zu bemerken, er wartete weiterhin aufmerksam auf eine Antwort meinerseits. Als ein blutroter Blitz über den gesamten Äther zuckte, hob ich meinen Blick ruckartig und starrte mit angstgeweiteten Augen in dichte, schwarze Wolken, die in mir eine seltsame Beunruhigung auslösten. Als ich den Blick wieder senkte, war Billy verschwunden. Die Stimmung der Szene schlug erneut um. Der Wind frischte auf und ich rieb mir die Arme, um die Kälte zu vertreiben. Wohin war die Lebhaftigkeit der Szenerie plötzlich verschwunden?

“Ich hab’s doch die ganze Zeit gewusst!” Als ich mich umwendete, entdeckte ich Jan. Er war rücklings zu Boden gefallen und versuchte nun, sich mit einem Ellenbogen aufzustützen. Doch eine schattenhafte Gestalt, die über ihm hockte, hinderte ihn daran, indem sie ihm gnadenlos ins Gesicht trat. Jans Nase brach mit einem widerwärtigen Knacken und seiner Kehle entrang sich ein unterdrückter Schmerzensschrei. Der Schatten zischte etwas in einer fremdartigen Sprache, die ich nicht verstand. Sein Tonfall erinnerte dabei mehr an das Fauchen eines wilden Tieres als an die Stimme eines Menschen.

Plötzlich - oder war es schon vorher dort gewesen? - blitzte in der Hand des Schattens die Klinge eines gefährlich scharf aussehenden Messers, mit dem er in Jans Richtung gestikulierte, während er noch ein paar Worte der fremden Sprache zischte. Ich wollte zu ihnen laufen und mich auf den Schatten stürzen - ihn von Jan wegzerren, doch meine Beine weigerten sich, den Befehlen zu gehorchen, die ich ihnen gab. Stattdessen musste ich zusehen, wie Jan das Messer

mit einer ruckartigen Bewegung zwischen die Rippen gestoßen wurde. Ein überraschter Ausdruck trat auf sein Gesicht - seine Lippen formten ein "O", doch er brachte keinen Ton heraus. Ich hatte gerade noch genug Zeit, mir ein Bild von dem Blut zu machen, das aus seinen Mundwinkeln lief, als eine Hand meine Schulter packte und mich zum erneuten Male herumriss.

Ich stand nun von Angesicht zu Angesicht einer stark verwesenen Leiche gegenüber, die mich entfernt an Lucy erinnerte. Zorn und Wut standen in ihren Augen.

"Das ist alles allein deine Schuld!"

Kapitel VIII

Nach Luft schnappend fuhr ich aus dem Traum hoch. Kalter Schweiß tränkte meine Kleidung, sodass jeder noch so kleine Windhauch ein unangenehm eisiges Ziehen auf meiner Haut verursachte. Ich atmete schwer, während mein Verstand sicherstellte, dass es sich bei den Geschehnissen um nichts weiter als die befremdlichen Konstrukte meiner Fantasie handelte.

Ich befand mich immer noch auf der Lichtung, auf der ich eingeschlafen war, irgendwo zu meiner Linken hörte ich ein leises Schnarchen, welches ich Jan zuordnete, ohne hinsehen zu müssen. Die Sonne hatte etwa die Hälfte ihres Weges entlang des Himmelszeltes bestritten und stand nun annähernd im Zenit - es musste um die Mittagszeit sein. Es war ein schöner Tag, warmes Sonnenlicht sickerte träge durch das löchrige Blätterdach über uns und malte verspielt schimmernde Flecken in die Schatten des Waldbodens. Dabei ließ es sich auch nicht von den Windböen beeindrucken, die hin und wieder aufkamen und raschelnd durch das Blattwerk stießen.

Doch auch die freundliche und friedvolle Atmosphäre der Lichtung konnte mich nicht beruhigen, ich fühlte mich wie in einer Schockstarre. Und obwohl ich wusste, dass ich nur schlecht geträumt hatte, ließ mich die Angst einfach nicht los. Ich schauderte, als mir die nachklingenden Erinnerungen erneut durch den Kopf gingen. Dabei hätte es mich doch eigentlich nicht verwundern dürfen, in solchen Zeiten schlecht zu schlafen.

“Alles okay?”

Obwohl die Stimme genau genommen eine angenehme Lautstärke angeschlagen hatte, zuckte ich bei ihrem Klang zusammen - sie stellte einfach einen zu großen Kontrast zu der sonst nahezu tonlosen Umgebung dar.

Als ich den Kopf herumdrehte, wählte ich beinahe, den kleinen Jungen aus meinem Traum wiederzusehen. Stattdessen hockte dort der zeitgenössische Billy und musterte mich sorgfältig.

Beiläufig drängte sich mir die Frage auf, ob er überhaupt irgendwann mal schlief.

“Ja ... passt schon ... habe nur schlecht geträumt ... irgendwie.”, antwortete ich so stockend wie jemand, dem es schwer viel, seine Gedanken zu greifen und in Worte zu kleiden.

“Mh?”, Billy legte den Kopf schief. “Was haste denn geträumt?”

Ich schaute ihn prüfend an und überlegte, ob ich es ihm erzählen sollte.

Eigentlich ist es ja albern ... und außerdem war es eigentlich nichts weiter als ein dummer Traum. Wir haben eigentlich ganz andere Probleme, als hier die Traumdeuter vom Dienst zu spielen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass es ihn ja eigentlich überhaupt nichts angeht.

Ich schüttelte den Kopf und bemühte mich, arglos zu klingen: “Weiß nicht mehr so genau - war alles ziemlich verworren.”, log ich, um seine Frage zu umgehen.

Billy bedachte mich mit einem Blick, bei dem ich mich fragte, ob sich Skepsis darin fand. Mir blieb keine Zeit, ein Urteil zu fällen, bis der Ausdruck wieder verschwand. Stattdessen setzte er ein schmales, aber nicht unfreundliches Lächeln auf.

“Naja, wer kann einem nach solchen Erlebnissen schon Albträume verdenken?”

Ja ... genau.

Bevor wir den Rest des Tages damit zubrachten, unseren Weg zum erneuten Male fortzusetzen, erwarteten wir Jans Erwachen und frühstückten verhältnismäßig ausgiebig. Obwohl ich der Ansicht war, keinen Hunger zu haben, kam mir der Appetit mit dem Essen dann doch.

Billy erwähnte erneut, dass wir uns auf den Zielgeraden befanden und gegen Abend in der Hauptstadt eintreffen würden - erneut konnten Jan und ich nichts

weiter tun, als diese Information zur Kenntnis zu nehmen. Billy täuschte sich nicht - nachdem er uns stundenlang querfeldein über flaches, unkultiviertes Land geführt hatte, tauchte am Horizont die Silhouette einer Stadt auf, die mit jedem Schritt gemächlich größer zu werden schien.

Es dämmerte bereits, als wir vor den Stadtmauern ankamen.

Aus der Entfernung hatte das Stadtbild beinahe unversehrt ausgesehen, bei eingehender Betrachtung fanden sich an den Gemäuern des Ortes jedoch beträchtliche Schäden. Nicht nur die Außenmauer selbst schien unter den Einwirkungen diverser Attacken verschiedener Art gelitten zu haben, sondern auch die von ihr umgebenen Häuser.

Zwar entsprachen die Schäden hier eher kleineren Mängeln und Defiziten, wenn man sie mit den Verwüstungen der Stadt verglich, in der wir auf James und Lucy getroffen waren, doch man konnte sie nicht von der Hand weisen.

Die gesamte Stadt schien bereits von Natur aus in ein warnendes Rot getaucht - sämtliche Gebäude, einschließlich der Türme auf den Stadtmauern nebst der Stadtmauer selbst waren aus Backsteinen gefertigt, die einen starken Kontrast zu der sonst so tristen Farbgebung der verschiedenen Städte Letumelos darstellten.

Wir standen zu dritt vor dem Stadttor, den Kopf in den Nacken gelegt, um die emporragenden Türme und Dächer der Stadt in unser Blickfeld aufnehmen zu können. "Das ist nun das Ziel unserer Reise?", fragte ich, als ich den Blick wieder senkte. Auch Jan und Billy wandten ihr Gesichtsfeld wieder gen Bodennähe. "In der Tat.", antwortete Billy ohne zu zögern. "Aber wir dürfen nicht unvorsichtig werden - wir begeben uns geradewegs in die Höhle des Löwen, denn nicht nur der Widerstand befindet sich hinter diesen Toren, sondern auch das Militär."

Ich trat von einem Fuß auf den anderen, um mein Gleichgewicht zu verlagern. "Unser Militär oder der Feind?", hakte ich arglos nach - ich wusste nichts über die militärischen Bewegungen unserer Zeit und schon gar nicht, wessen Trupp sich wo aufhielt. *Schwache Leistung für einen angehenden Widerstandskämpfer.*

Billy ließ sich einen Moment Zeit für seine Antwort: "Das macht keinen Unterschied."

Als wir das Tor durchschritten und den ersten Fuß in die Stadt setzten, überfiel mich ein Zittern, dessen ich mich nicht erwehren konnte. Eine Mischung aus Aufregung, Nervosität und Angst kroch mir in die Kehle und machte es sich dort gemütlich. Einerseits wollte ich schnell zu unserem Ziel kommen, andererseits wollte ich auf dem Absatz kehrt machen und schreiend davonlaufen. Gern hätte ich gewusst, ob es Jan und Billy ähnlich erging, doch kurze Seitenblicke in ihre Richtungen offenbarten nur versteinerte, ernste Masken, die den Blick stur geradeaus richteten.

“Wir sollten uns möglichst nah an den Häusern halten - sobald es ganz dunkel ist, nutzen wir die Schatten. Egal, wer uns begegnet - wir sollten darauf vorbereitet sein, dass *wir* ihn zuerst sehen.” Als hätte der Eintritt in die Stadt den Großteil seiner Stimme geschluckt, war Billy nun in ein heiseres Flüstern verfallen. Allein dieser Umschwung veranlasste mich dazu, meine Bewegungen ein wenig zu verlangsamen und meine Schuhe sanfter auf den Straßenboden aufzusetzen, um die Geräuschkulisse möglichst zu minimieren.

Zum ersten Mal seit Aufbruch unserer Reise sehnte ich mir die Dunkelheit herbei. Die Sonne war bereits hinter dem Horizont verschwunden, doch noch immer sandte sie einige verzweifelte Strahlen, fast so, als wollte sie sich an der Silhouette der Welt festklammern, um nicht weiter hinabzurutschen und zu verschwinden. Sobald die Nacht hereinbrach, würde es uns leichter fallen, uns bedeckt zu halten.

Doch dieses Glück sollte uns nicht zgedacht sein. Ohne jede Vorwarnung blieb Billy so plötzlich stehen, dass ich ihn beinahe überrannt hätte. “Was ist?”, meine Stimme hatte sich selbstständig zu einem Flüstern herabgesenkt. Doch Billy hob nur eine Hand, um mir Schweigen zu gebieten und legte den Zeigefinger an sein Ohr, um unsere Aufmerksamkeit auf irgendeinen akustischen Umstand zu lenken.

Kaum war unsere kleine Gruppe in eine Starre der völligen Bewegungs- und Geräuschlosigkeit verfallen, hörte ich es auch. Schwere Schritte, die mit leisen Stimmen unterlegt waren. Erst schienen sie wie weit weg, doch sie näherten sich allmählich. Ein Anflug von Panik umfasste mein Herz mit eisigen Krallen. Hätte Billy nicht nach meinem Handgelenk gegriffen und mich hinter sich und Jan in

eine schmale Gasse gezerrt, wäre ich wohl rasenden Blutdrucks offen auf der Straße stehen geblieben und hätte meinem Ende ins Auge gesehen. *Was ist nur mit dir los? Reiß dich endlich zusammen! Es wäre dumm, auf den letzten Metern draufzugehen, nur, weil man sich nicht im Griff hat!*

Als die Schritte auf unserer Höhe ankamen, hielt ich die Luft an. Zwei eher leicht ausgerüstete Soldaten gingen direkt an der Gasse vorbei, in der wir standen. Unvermittelt schossen mir Bilder aus Cartoons durch den Kopf, in denen die Figuren ihre Verstecke durch ein Niesen oder Husten, durch ein vorbeihuschendes Tier oder eine falsche Bewegung verrieten. Ich erfreute mich bereits daran, dass die Realität einfach anders spielte, als ich schmerzlich feststellen musste, dass es nicht solch klischeehafter Zwischenfälle bedurfte. Ohne jede Vorwarnung wendete einer der beiden Soldaten seinen Blick direkt in unsere Richtung - im Gegensatz zu den Cartoonfiguren nahm er seine Patrouille offenkundig ernst.

“Scheiße.”, hörte ich Billy noch zischen, bevor ich mit festem Griff an der Schulter gepackt und als erste aus der Gasse gezerrt wurde. Dadurch verlor ich das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Der nebenstehende Soldat geriet in eine Rangelei mit Jan, als er auch ihn hervorzerren wollte, doch ich konnte nicht viel erkennen - der erste Soldat versperrte mir die Sicht.

Er stieß mir den Lauf seiner Handfeuerwaffe grob vor die Stirn - ich war mir sicher, dass sie dort einen blauen Fleck hinterlassen würde. “Weis dich aus!”, befahl er harsch und mit einer Stimme, die kein Zuwiderhandeln dulden würde. Ich schaute zu ihm auf. Er schien kaum älter als ich, wahrscheinlich nicht mehr als ein einfacher Rekrut, die Haare kurz geschoren und die Uniform noch viel zu sauber. Doch der frostige, emotionslose Ausdruck auf seinem Gesicht ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen. “Na los!”, einem weiteren Stoß mit der Pistole konnte ich entgehen, indem ich rechtzeitig davor zurückzuckte.

Stattdessen entschied er sich, meinen Arm mit brutalem Griff zu packen und mich auf die Beine zu zerren - *noch ein blauer Fleck*. Die Geschehnisse verschwammen vor meinen Augen, es fiel mir schwer, zu realisieren, was gerade passiert war. Von einer Sekunde auf die andere würde unsere Reise hier enden, wir würden-

Ich zuckte erschrocken zusammen, als ich einen ohrenbetäubenden Schuss vernahm. Für eine Sekunde dachte ich, der Soldat hätte mit meiner Wortkargheit die Geduld verloren, doch ich fühlte mich nicht besonders tot. Als der Krieger sich umdrehte, ohne meinen Arm loszulassen, konnte ich an ihm vorbeischießen. Es blieb gerade genug Zeit, ein Stoßgebet Richtung Himmel zu senden, bis die Szene sich mir offenbarte.

Jan war in der Rauferei mit dem Rücken gegen eine Hauswand gedrängt worden, doch der Soldat, der soeben noch zu gewinnen schien, sackte nun leblos in sich zusammen und ging zu Boden. Hinter ihm kam Billy zum Vorschein - in der ausgestreckten Hand die Waffe, die erst in der vergangenen Nacht ihren letzten Menschen gemordet hatte.

Bevor der verbliebene Soldat reagieren konnte, stürzte Billy sich auf ihn. Beinahe wäre ich mit ihnen zu Boden gegangen, als der Soldat im letzten Moment doch noch seinen Griff um meinen Arm lockerte. "Pfoten weg von meinen Freunden, *kapiert!?*", Billys Stimme glich einem heiseren, animalischen Fauchen, als er dem verblüfften Soldaten ohne Zögern in die Waffe griff und sie ihm mit einem festen Ruck entriss. Die übertriebene Brutalität in seinen Bewegungen überraschte mich so sehr, dass ich unvermittelt einen Schritt zurück trat. Irgendetwas im Kiefer des Soldaten knirschte verdächtig, als Billy sein Knie dagegenstemmte und mit einem Ruck sein volles Gewicht darauf warf. Dabei hielt er seine bereits zuvor abgefeuerte Waffe unablässig an die Schläfe des mittlerweile etwas verängstigten Mannes.

Jetzt erschieß ihn schon endlich ... was soll diese Scheiße?

Als der Soldat den Versuch antrat, unter Billy hervorzukriechen und sich davon zu machen, sprang dieser auf, stellte seinen Fuß auf die Stirn des Mannes und trat so kräftig zu, dass bei der Berührung zwischen Hinterkopf und Straßenasphalt ein widerwärtiges Bersten ertönte, zu dem nur Knochen imstande waren. Beim gequälten Aufstöhnen, das sich der Kehle des Soldaten entrang, drehte ich den Kopf zur Seite und schloss die Augen. "Billy...", sagte ich tonlos. Ich konnte seine Reaktion nicht sehen, doch es kehrte eine schwere Stille ein, die nur vom heiseren Winseln des Soldaten unterbrochen wurde. Er schien tatsächlich nichts

weiter als ein Rekrut zu sein - blutjung und kampfunerfahren. Er hatte nicht einmal Anstalten gemacht, sich gegen Billy zur Wehr zu setzen, ganz so, als wäre er mit der Situation überfordert gewesen.

Die Stille wurde von einem erneuten dröhnenden Schuss durchbrochen, der - wie ich anschließend feststellte - dem Soldaten direkt durch den Augapfel ins Gehirn getrieben wurde, um eine gewaltige Sauerei mit einem Brei aus Blut, Gehirnmasse, Knochensplittern und undefinierbaren Körperflüssigkeiten anzurichten. Nicht zum ersten Mal drehte sich mir der Magen um.

Für einige Sekunden war ein betretenes Schweigen zwischen uns eingekehrt. Ich wechselte einen vielsagenden Blick mit Jan. Billy wirkte vollkommen versunken, er starrte Löcher in die Luft und atmete schnaufend wie jemand, der soeben einen Marathon absolviert hatte. Er ließ die Hand mit der Waffe darin sinken - seine Muskeln wirkten so schlaff, dass es verwunderte, ihn noch aufrecht stehen zu sehen.

Abrupt kehrte das Leben in ihn zurück, seine Augen wandten sich wieder der Gegenwart zu und er verstaute die gesicherte Waffe in seinem Hosenbund.

“Tut mir leid.”, sagte er schließlich ohne jeden Zusammenhang. “Wir sollten hier weg. Ich bezweifle, dass diese kleine Auseinandersetzung unbemerkt geblieben ist.” Obgleich die Abwesenheit noch nicht vollständig aus ihm gewichen war, kehrte er langsam zu seinem alten Selbst zurück. Als er scheinbar wahllos eine Richtung einschlug, ersparte ich mir einen letzten Blick auf die Leichen und folgte ihm bereitwillig. Jan tat es mir gleich.

“Waren das eigentlich letumelische Soldaten oder auswärtige?”, fragte ich nach einer Weile an Jan gewandt, um die Stille zu durchbrechen. Obwohl ich geflüstert hatte, um Billys Aufmerksamkeit nicht weiter auf dieses Thema zu lenken, antwortete er an Jans Stelle: “Sie kamen von hier. Aktuell ist die Hauptstadt noch

in Letumelos Händen, aber es ist eine Frage der Zeit, bis die feindlichen Fronten bis hierher vorrücken.“, er pausierte einen Moment. “Was nicht bedeutet, dass das für uns positiv wäre. Tatsächlich geht Letumelo sogar härter gegen den Widerstand vor als die anderen Parteien.”

Da mir nichts mehr einfiel, das ich darauf hätte erwidern können, verfiel ich wieder in Schweigen.

Mittlerweile hatte sich die Nacht über die Stadt gesenkt und umfing uns mit ihren wohlthuenden schattenhaften Schwingen. Ich fühlte mich in der Dunkelheit bedeutend sicherer und geborgener, doch diese vermeintliche Freude sollte nur kurz wehren.

Von einer Sekunde auf die andere schien sich der nächtliche Himmel in blitzende rote Lichtschimmer zu hüllen. Gleich darauf begann das gellende Donnern des Waffenlärms ganz in der Nähe. Erschrocken zuckte ich zusammen und erstarrte in meiner Bewegung. Meinen Weggefährten erging es nicht anders. Neben dem Grollen von Schüssen und Explosionen konnte man immer wieder das Aufschreien von dahinsiechenden Leben vernehmen. “Die Rebellen scheinen einen Bürgerkrieg losgebrochen zu haben.“, rief Billy - ich verstand nur die Hälfte von dem, was er sagte, den Rest konnte ich bloß rekonstruieren.

Ohne weitere Rücksprachen beschleunigten wir unsere Schritte auf ein Lauftempo und folgten dem Lärm.

Trotz all meiner vergangenen Erlebnisse ließ mir die Szene, die wir ein paar Straßen weiter vorfanden, das Blut in den Adern gefrieren. Schockiert beobachtete ich, wie sich zwei große Massen an Menschen zu einer verschmolzen, um einander abzuschlachten wie Vieh. Die hellen Lichtblitze waren Blendgranaten zu verdanken, die einander vor die Füße geworfen wurden. Über unzählige Verwundete und Tote wurde im Gefecht einfach hinweggestiegen und immer wieder verabschiedeten sich Querschläger mit einem Zischen in die falsche Richtung. Man konnte kaum glauben, dass die Parteien sich Gewahr waren, ob sie

auf Freund oder Feind schossen - man mochte annehmen, sie zielten wahllos auf alles, das sich bewegte.

Ich stand wie angewurzelt da und starrte ungläubig auf das Szenario. Ich fühlte mich wie paralysiert. Nur einige Meter entfernt trieb ein Rebell soeben einem uniformierten Soldaten ein Messer so tief in den Hals, dass es auf der anderen Seite wieder durch die Haut hindurchbrach und eine klaffende Wunde hinterließ, die den Soldaten schwer verletzt zusammenbrechen ließ. Der Rebell selbst konnte sich nur über den Triumph freuen, bis ein nahestehender Gegner ihm eine Kugel durch den Kopf jagte.

Obwohl eine Mischung aus Rauch, Blut und Tod die Luft schwängerte und ihr immer mehr Menschen zum Opfer fielen, schien die kämpfende Menschenmenge nicht abzunehmen. Es fiel schwer, den Boden unter den Wellen aus Blut und Kadavern auszumachen, doch ich konnte den Blick einfach nicht abwenden.

Das ist, wofür du dich entschieden hast. Bist du glücklich mit deiner Entscheidung? Ich hoffe es, denn von einem aufrechten Rückgrat allein kann man sich nichts kaufen.

Was ist los? Ist dir der Appetit auf die Schlacht vergangen? Das hast du dir doch gewünscht! Schnapp dir Billys Waffe und dann auf ins Gefecht! Wie viele schaffst du, bevor es dich erwischt?

Tränen der Entrückung und Verzweiflung stiegen mir in die Augen. Der Anblick meiner potentiellen Zukunft löste in mir ein Gefühl der Überforderung aus. Ich stand so sehr neben mir, dass ich nicht einmal bemerkte, wie Jan neben mir zu Boden ging. Ich fühlte mich, als wären meine Sinne vollkommen von der Realität abgeschnitten - ausgereizt von der Geräuschkulisse des Waffenlärms, dem Geruch nach Schwefel und Kupfer, den grellen Lichtblitzen der Granaten.

Erst als auch Billy sich aus seiner Starre löste, einen Satz zur Seite machte und mich dabei streifte, wurde ich wieder zurück in die Wirklichkeit gerissen und erkannte die Bedrohlichkeit der Situation. Wir waren von unbeteiligten Zuschauern direkt zu Betroffenen gemacht worden. Der Granatensplitter, der Jan getroffen hatte, hinterließ eine gähnende Bauchwunde, aus der unaufhörlich Blut

sickerte. Ich wollte aufschreien und weinen und zu Boden gehen und mich verkriechen, doch wie mechanisch folgte ich einfach nur den Anweisungen, die Billy mir zuschrie.

Nimm seine Beine. Hilf mir, ihn hier wegzutragen. Da hinten. Da, in die Gasse. Los. Schneller.

Als wir den größten Rummel hinter uns gelassen und Jan in den Schutz einer Seitengasse geschleppt hatten, fiel ich auf die Knie. Selbst im Dunkel der Nacht konnte ich erkennen, wie bleich Jan geworden war - aschfahl hob er sich von der Backsteinmauer ab, an der er lehnte. Seine Züge wirkten müde und angespannt zugleich, als er mich mit einem leeren Blick bedachte. Die Hände hatte er über der Wunde an seinem Bauch gefaltet, als könnte er das Blut so daran hindern, seinen Körper zu verlassen - es half nichts, es sickerte einfach durch die Finger hindurch. Im bleichen Mondlicht wirkte es schwarz und zähflüssig. Meine Kehle brannte.

“Okay ... das kriegen wir irgendwie wieder hin...” *Nein*. “Irgendwie ... wir brauchen nur einen Druckverband und ...” *Nein!* “Das ist alles nicht so schlimm, wenn wir nur die Blutung stoppen...” *NEIN!*

Ich bemerkte gar nicht, wie mir die Tränen in die Augen stiegen und über die Wangen rannen. In purer Verzweiflung wandte ich mich Billy zu, der neben mir stand - die Handflächen auf die Knie gestützt. “Jetzt tu doch irgendwas! *IRGENDWAS! Er STIRBT!*”, ich schrie. Ich war niedergeschmettert und zerrüttet, doch ich weigerte mich, mir das einzugestehen. Das konnte nicht wahr sein, es *durfte* einfach nicht wahr sein. Billys Gesicht glich einer verschlossenen Maske - das machte mich nur noch wütender. Ich wollte ihn schlagen, er konnte doch nicht einfach so tatenlos da stehen und zusehen, wie Jans Leben zuende ging. Doch mir wurde bewusst, dass auch ich nichts weiter tat. *Da hast du deinen Widerstand.*

Ein schwaches Lächeln umspielte Jans Lippen. Es wirkte kraft- aber nicht freudlos. Er betrachtete mich auf eine Art, wie man ein Kind betrachtete, das meinte, die Welt verändern zu können, wenn es nur fest genug daran glaubte. Er streckte eine Hand aus, um mir eine Träne von der Wange zu streichen, doch er verschmierte nur das Blut an seinen Fingern auf meinem Gesicht. Seine Hand

zitterte, als er den Arm zurückzog und er stöhnte leise auf, als er die Wunde an seinem Bauch berührte. Sein Gesicht wurde wieder ernst. Er wirkte so müde. "Geht ... fort von hier ... schlägt euch den Widerstand ... schlägt ihn euch aus dem Kopf.", seine Stimme klang tonlos, es fiel ihm sichtlich schwer, Zunge und Lippen zur korrekten Artikulation zu bewegen. "Vergesst, was ich gesagt habe ... das ... das ist es alles nicht wert." Ein Schluchzen entrang sich meiner Kehle. Ich spürte, wie Sekunde um Sekunde das Leben aus seinem Körper wich - und ich konnte nichts dagegen tun. Ich fühlte mich schrecklich nutzlos.

"Billy...", es war unnötig, seinen Namen anzuschlagen, Jan hatte bereits unserer beide volle Aufmerksamkeit. Der Angesprochene nickte, um zu zeigen, dass er zuhörte. "Kümmere dich gut um Pandora ... ja? Pass ... pass einfach auf sie auf." Er hustete das Blut aus, das sich in seiner Luftröhre zu sammeln begann und verzog vor Schmerzen das Gesicht.

"Selbstverständlich.", Billys Antwort kam ernst und gefasst. Meine erste Reaktion auf diese emotionale Kühle war erneute Wut, doch ich schluckte sie hinunter. Er wollte nur deutlich machen, wie ehrlich er seine Worte meinte.

Ein schwaches Lächeln von Jan und sein Blick galt wieder mir.

"Pandorra ... ich ... habe immer verpasst, dir das zu sagen ... aber ... aber ... ich ..."

Es bedurfte mich einige Sekunden, um zu realisieren, dass er diesen Satz niemals zuende führen würde. Der letzte Funken Leben war aus seinen Augen gewichen, sie fixierten mich in einer unendlichen Leere, die in mir eine schreckliche Paralyse auslöste. Das Blut rauschte in meinen Ohren, der Kloß in meiner Kehle wurde unerträglich - verbot mir das Atmen.

Als er sich letzten Endes doch löste, legte ich den Kopf in den Nacken und stieß einen markerschütternden, gequälten Schrei aus.

Ich fühlte mich, als würde ich nie wieder aufhören können, zu schreien.

Anhänge

Jan

Er hatte den Splitter gar nicht kommen sehen. Auch der Schmerz setzte erst ein, als seine Beine bereits unter ihm nachgaben. Gerade hatte er noch das Blut der Rebellen und Soldaten dabei beobachtet, wie es in den Rinnstein floss und nun rann da überall sein eigenes Blut. Der verdammte Granatensplitter musste irgendein Organ getroffen haben ... oder mehrere. Es tat jedenfalls höllisch weh - der Schmerz breitete sich in jede Faser seines Körpers aus, bis er nicht mehr zu ignorieren war.

Ein Blick zur Seite zeigte ihm, dass Billy zu ihm stürzte - Pandorra hatte seinen Fall noch nicht bemerkt. Gut so, sie sollte seine Schwäche nicht sehen.

Oh ... jetzt drehte sie sich doch zu ihm um. Ihre Augen weiteten sich vor Schreck, als sie ihn am Boden entdeckte. Billy warf ihr irgendwelche Kommandos zu, die Jan nicht verstand - der Schmerz vernebelte seine Sinne. Er sollte sie nicht so anschreien, sie war sicher schon verstört genug. *Jetzt hör schon auf, sie so anzuschreien, Billy!* Die Worte konnte er nur denken, seine Zunge fühlte sich an und schmeckte wie Blei. Als die beiden ihn anhoben, durchzuckte ihn ein stechender Schmerz, doch er beschloss, nichts zu sagen, das würde sie nur noch mehr beunruhigen.

Als er an sich herunterschaute entdeckte er, dass das Blut aus seiner Wunde bereits sein gesamtes T-Shirt getränkt hatte. Ihm schwante, dass das bald nicht mehr so wichtig wäre. Wenn nur endlich dieser Schmerz aufhören würde... Er wurde auf dem Boden abgelegt. Das Unwetter der Schlacht klang nun weiter entfernt. War er kurz weggetreten? Wie waren sie noch gleich hierhergekommen?

Pandorra murmelte irgendetwas - sie sah besorgt aus. Obwohl ihr Tränen und Verzweiflung gleichermaßen in den Augen standen, sah sie wunderschön aus. Ihm wurde bewusst, dass er nie ihren richtigen Namen erfahren hatte ... und er wusste auch nicht, warum sie ein Pseudonym bevorzugte. Aber auch das war jetzt wohl nicht mehr so wichtig. Hieß es nicht, Namen wären Schall und Rauch? Nun schrie

sie Billy an, sie wirkte so schrecklich traurig. Jan wollte ihr irgendwie helfen, wollte sie in den Arm nehmen und sie trösten, so wie er es zuvor schon oft getan hatte. Doch die Kraft wich unaufhörlich aus seinen Gliedmaßen, er fühlte sich nur für das Ausstrecken einer Hand imstande - und sogar das bereitete ihm quälende Schmerzen. Aber das war es wert. Ohje, jetzt hatte er sein Blut auf ihrer Wange verschmiert, es wirkte so deplatziert auf den weichen Zügen ihres Gesichtes. Er zog die Hand lieber wieder zurück, bevor er noch mehr Schaden anrichtete.

Aber er konnte nicht einfach gehen, ohne noch ein paar Worte loszuwerden. Er zwang sich zum Reden. Seine Stimme wollte ihm nicht gehorchen, immer wieder musste er ein Wort abbrechen und neu beginnen.

Sie sollten den Widerstand vergessen. Das war das Beste. Er hatte viel vom Krieg gesehen, doch er hatte sich nie vorstellen können, dass es zu so heftigen Straßenschlachten kam. Es war töricht zu glauben, dass sie etwas ausrichten konnten. Lieber sollten sie ihr Leben retten, alles Andere war nebensächlich.

Und Billy solle auf Pandorra aufpassen ... Ja, er war einverstanden. Gut. Billy schien vielleicht manchmal etwas verschoben, aber er war ein guter Kerl. Pandorra bedeutete ihm viel, er würde nicht zulassen, dass ihr etwas passierte, das wusste Jan. Solange Billy sie begleitete, würde es ihr gut gehen, da brauchte sie Jans Schutz nicht.

Und nun blieb noch das Wichtigste - er hatte sich nie getraut, es ihr zu sagen. Er hatte nie das Gefühl, der richtige Zeitpunkt wäre gekommen. Jetzt bedauerte er die verpassten Chancen. Vielleicht war es egoistisch, das jetzt auf dem Sterbebett zu gestehen, aber er musste es einfach loswerden. Selbst, wenn sie diese Gefühle nicht erwiderte. Doch die Worte blieben ihm im Hals stecken ... Nein, das durfte einfach nicht sein. Er konnte es einfach nicht aussprechen, die Kraft verließ ihn. Verdammt, aber es waren doch so einfache Worte ... und sie würde es nie erfahren. Inbrünstig versuchte er, seinen Atem zu sammeln. Doch es gelang ihm nicht. Die Luft blieb ihm aus, die Schmerzen schwanden und die Welt um ihn herum verschwamm. Alles wurde schwarz.

James

“Hey, James, warte mal.”

Der Angesprochene wandte den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Billy tauchte neben ihm auf, sein Gesicht zeigte ein freundliches Lächeln. “Wie geht’s dir so?”, in seinem Blick und in seiner Stimme lag ehrliches Interesse an seinem Wohlbefinden, das konnte man erkennen. Doch James zuckte nur wortlos die Schultern. Eigentlich war ihm nicht zum Reden zumute. Ein Blick über die Schulter zeigte ihm, dass Jan und Pandorra ein wenig hinter ihnen zurückblieben.

Es dauerte einen Moment, bis Billy das Warten auf eine Antwort aufgab. “Du, wegen gestern Nachmittag ... ich glaube, wir hatten einen etwas holprigen Start. Sorry, dass ich da so fies war, wusste nicht, dass du gerade deine Frau verloren hattest und so ... und als man mir dann sagte, in was für ein Fettnäpfchen ich getreten bin, war ich irgendwie total daneben - wollt ich echt nich.”

James musterte ihn beiläufig. “Is schon okay ... schätze ich.”

Sie liefen eine Weile nebeneinander her und Billy beschäftigte sich damit, ein paar Plaudereien zu beginnen, die eher in Monologen endeten. Doch das schien ihn nicht besonders zu stören, denn er redete munter weiter. Seinem Redefluss zu folgen, war so anstrengend, dass James den entscheidenden Hinweis auf die nun folgende Richtungsänderung des Gespräches beinahe überhört hätte.

“... ich ehrlich bin, wusste ich ja eigentlich schon, dass Lucy deine Frau war. Ich wäre ein schlechter Killer, wenn ich mir keine Hintergrundinformationen über meine Opfer beschaffen würde.”, er sagte das so beiläufig, dass er genauso gut über das Wetter hätte plaudern können.

James blieb abrupt stehen und musterte Billy mit großen Augen, als hoffte er noch darauf, sich verhört zu haben. “Wag es nicht, hier festzufrieren.”, Billys Stimme hatte einen rauen, finsternen Tonfall angenommen, der so gar nicht zu seinem freundlichen Gesicht passen wollte. “Wenn die anderen beiden Verdacht von dem schöpfen, was wir hier reden, setzt es was - und wenn das passiert, dann wirst du dich an die Zeiten zurücksehnen, in denen du nur um dein Weib trauern musstest,

kapiert?“

Das letzte Wort war so scharf, dass James sich wie mechanisch gesteuert wieder in Bewegung setzte.

“Sehr gut.”, schnarrte Billy lobend.

“Du warst das also...”, murmelte James, während er seine Gedanken zu ordnen versuchte.

“Schlaues Bürschchen, genau das wollte ich so subtil andeuten.”, Billy klang gelangweilt.

“Aber ich verstehe das nicht ... es sah aus, als wäre ein wildes Tier am Werk gewesen...”, James schüttelte ungläubig den Kopf und er spürte, wie die gerade heilenden Wunden wieder aufzureißen drohten. “Ja... hat auch ne Menge Spaß gemacht, sich mal so richtig schön auszutoben.” Die Worte schnitten tief. James‘ Kiefermuskeln traten angespannt hervor.

“Warum?“, fragte James finster, ohne den Blick von dem Trampelpfad zu nehmen, der sich vor ihnen erstreckte. “Weil ihr den Fehler begangen habt, euch zu einer Gruppe zusammenzufinden, die einigen sehr einflussreichen Männern ein Dorn im Auge ist.”, erklärte Billy schmucklos.

“Gib mir einen Grund, dich nicht auf der Stelle über den Haufen zu schießen.”, Zorn stand in James‘ Stimme, doch Billy blieb vollkommen unbeeindruckt: “Hast du Lust, Pandorra zu erklären, warum du ihrem besten Freund aus Kindheitstagen Löcher in den Körper schießt?” James schnaubte verächtlich “Sie wird Verständnis haben, wenn ich ihr erkläre, was für ein mieser Scheißkerl du bist.” Er schien ein wenig Mut gefasst zu haben in dem Glauben, nun ein Druckmittel gegen Billy zu besitzen - höchste Zeit diese Illusion zu zerstören. “Denkst du wirklich, sie wird dir glauben?” James schien versucht, mit einem Ja zu antworten, bei genauerer Überlegung stellte er jedoch anscheinend fest, dass das nicht der Realität entsprach. “Du hast es erfasst.”, interpretierte Billy sein Schweigen.

“Und warum erzählst du mir das?“, fragte James schließlich resigniert.

“Zum einen, um mich ein wenig an deinem Leiden zu ergötzen...”, er machte eine Kunstpause, um James‘ Reaktion abzuwarten - als dieser mit den Zähnen knirschte, setzte Billy ein strahlendes Lächeln auf. “Zum Anderen, um mit dir das weitere Verfahren zu regeln.”, fügte er hinzu. Er erntete einen misstrauischen Blick von James, dem er mit dem honigsüßesten Lächeln begegnete, das er zu lächeln imstande schien. Als die scheinbar erwünschte Nachfrage seitens James ausblieb, fuhr er ungerührt fort:

“Du wirst dir heute Nacht, wenn alles schläft, deinen Revolver nehmen und dir ein hübsches Loch in den Schädel pusten, damit ich in meinem Plan weiter voranschreiten kann.”, erklärte er mit einem bizarren Lächeln.

“Und wenn nicht?”, James Stimme klang tonlos. Er forderte Billy heraus, doch eigentlich machte er nicht den Anschein, als wollte er seine Frage beantwortet wissen.

Billys Lächeln wurde breiter. “Dann bereite ich dir einen so schmerzhaften und quälenden Abgang, dass du dir wünschen wirst, dich für die Kugel entschieden zu haben. Und ganz nebenbei bleibt mir dann wohl auch nichts Anderes übrig, als die anderen beiden in einem Abwasch zu erledigen. Ich werde mit eurem Blut die Bäume rot malen, wenn es sein muss, aber ein sauberer Tod wäre uns doch beiden lieber, oder nicht? Und außerdem würdest du dann nicht die Schuld auf dich laden, Jan und Pandorra gleich mit auf dem Gewissen zu haben.”

James‘ Blick wurde fiebrig, als er mit seinen Fingerspitzen den Waffenknäuf an seinem Hosenbund streifte. “Das würde ich bleiben lassen, wenn ich du wäre.”, erklärte Billy frostig. “Wieso? Ich hab die Wahl zwischen meinem und deinem Tod - welcher wäre mir wohl unangenehmer?”

Billy tippte sich seelenruhig mit dem Zeigefinger ans Schlüsselbein. “Du stündest allein da, wenn du mich jetzt tötest. Im besten Fall würden Jan und Pandorra dich verstoßen, im schlimmsten würden sie es auf einen Kampf anlegen und dann heißt es entweder sie oder du. Hoffentlich hättest du den Arsch in der Hose, die beiden über den Jordan zu schicken.”

Nachdenklich legte er den Kopf schief. "Aber wenn dir das nicht Anreiz genug ist, die Füße still zu halten, dann verrate ich dir ein kleines Geheimnis. In meiner Tasche befindet sich ein Messer. Ich habe eine bessere militärische Ausbildung genossen, als du und deine Frau zusammen. Wenn du auch nur den Anschein erweckst, eine Bedrohung für mich darzustellen, ramme ich dir das Messer in die Schulter und breche dir jeden Knochen einzeln. Ich kann sehr sadistisch sein, dazu muss ich dich nicht mal töten."

James widmete ihm einen prüfenden Seitenblick. "Du bluffst.", mutmaßte er.

"Frag doch deine Ehefrau.", entgegnete Billy angriffslustig und James' Gesichtszüge erstarrten.

"An deiner Stelle-", Billy brach ab, als Jan sich den beiden näherte. Er widmete James noch einen vielsagenden Blick, bevor er die Aufmerksamkeit dem anderen Weggefährten zuwendete.

Billy

In einer lautlosen Bewegung glitten die Türen des Aufzuges zur Seite und offenbarten den Blick auf Billy Senain, der sogleich einige zielgerichtete Schritte in den Raum tat und vor dem großen runden Schreibtisch stehen blieb, hinter dem der Staatsminister Letumelos thronte. Im Gegensatz zu den restlichen Staatsangestellten, die hier verkehrten, erachtete Billy es nicht für nötig, mit einer höflichen Begrüßung Respekt zu zollen. Stattdessen stützte er sich mit der einen Hand lässig auf die Kante der Tischplatte und stemmte die andere in die Hüfte. “Was gibt’s?”, fragte er forsch.

Der Staatsminister schenkte der ungehobelten Attitüde keinerlei Beachtung. Billy hatte nie besonders viel auf Konventionen gegeben und wenn man mit ihm auskommen wollte, dann versuchte man auch besser nicht, ihn dahingehend zu belehren. Er war ein genialer Stratege und hatte einen Verstand, der einem Hochleistungsrechner gleich kam - und dieser Position fand er sich auch durchaus bewusst. Doch so begabt er auch sein mochte, so unausstehlich führte er sich auf. Niemand, den man gern zum Feind wollte, aber auch niemand, den man nach Feierabend mal auf ein Bier einlud.

In der Vergangenheit war es nicht selten zu Beschwerden über ihn gekommen, weshalb er nun größtenteils allein arbeitete - das gefiel auch ihm besser.

“Es geht um ein streng geheimes Anliegen. Keine Informationen dürfen nach außen gelangen. Es ist ... gewissermaßen eine Privatangelegenheit.”, der Staatsminister neigte den Kopf, sodass er über den Rand der auf seiner Nase befindlichen Brille Billy betrachten konnte. Dieser gestikulierte mit einer wedelnden Handbewegung die vermeintliche Langwierigkeit des Gespräches. “Jaja, wie üblich - komm zum Punkt.”

Der Staatsminister räusperte sich. “Es geht um meine Tochter.” Obwohl Billys Reaktionen selten vorhersehbar erschienen, zeigte sich nun eine doch erwartete Regung auf seinem Gesicht: Der gelangweilte Gesichtsausdruck wich einem bedächtigen Funkeln seiner smaragdgrünen Augen. “Pandorra?”, er sprach den Namen mit einer Entzückung aus, die man von einem Kind erwarten würde, das

seine Weihnachtswunschliste diktierte. „Ja, Pandora.“, bestätigte der Staatsminister. Vor dem Aussprechen des Namens zögerte er einen Sekundenbruchteil - offenbar war ihm dieses Pseudonym, das sich seine Tochter selbst gegeben hatte, ein wenig ungewohnt.

„Was ist mit ihr?“, Billy verschränkte die Arme vor der Brust und blickte seinem Gegenüber forschend in die Augen. Das seltsame Funkeln, das seine Augen niemals verließ, schien dem Staatsminister Unwohlsein zu bereiten, denn er rutschte nervös auf seinem Sitz hin und her. „Ich habe Meldung erhalten, dass sie sich aufgemacht hat, sich den Rebellen in der Hauptstadt anzuschließen.“

Billy verengte misstrauisch die Augen. „Wie sicher ist diese Information?“ Scheinbar wog er ab, was nun am besten zu tun war. „Sehr sicher.“, entgegnete der Staatsminister ein wenig melancholisch. „Bei dem Überfall auf unser Haus scheint sie entkommen zu sein und-“ Billy lachte so bissig auf, dass sein Gesprächspartner den Satz abbrach. „Überfall?“, höhnte er. „Die Nummer hast du doch inszeniert, um dir und deiner Familie den Arsch zu retten. Als du festgestellt hast, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, hast du beschlossen, dich abzusetzen.“ Der Staatsminister murrte leise. „Ja, stimmt.“, räumte er schließlich ein. „Aber Pandora wusste nicht, dass es eine Inszenierung war. Sie wusste ja nicht mal, dass ich Staatsmann bin, da wurde uns allen ja Verschwiegenheit eingebläut, um das Projekt nicht zu gefährden. Das weißt du ganz genau.“

Billy gluckste amüsiert und setzte ein arrogantes Grinsen auf. „Zu dumm.“, trällerte er und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf. „Und jetzt ist das Vögelchen ausgeflogen und der Vogelfänger wird bestellt, huh?“, er schien bester Laune, obwohl hinter seinen Worten eine grausame Bedeutung stand. „Ich kann nicht zulassen, dass sie sich dem Widerstand anschließt, das würde mich mein Gesicht kosten.“

Billy lehnte sich soweit vor, wie es die Tischplatte unter seinen Händen zuließ und lächelte grimmig. „Was ist schon ein Gesicht in einer gesichtslosen Regierung?“, fragte er hämisch, doch der Staatsminister winkte nur ab. „Lass das - diese Entscheidung ist mir schwer genug gefallen.“

Billys Miene wurde schlagartig ernst, er behielt seine Position beharrlich bei - sein Gesicht nur eine halbe Armlänge von dem des Ministers entfernt. "Was ist, wenn ich keine Lust habe, meine beste Freundin um die Ecke zu bringen?" Der Staatsminister hielt seinem Blick einige Sekunden stand, bevor er begann, verunsichert an seiner Krawatte zu zupfen. Billy kostete die Reaktion noch einen Moment lang aus, bevor er ein Grinsen aufsetzte, das einer dämonischen Grimasse glich. "Schon gut - ich hätt's mir sogar selbst fast geglaubt.", beschwichtigte er mit einer wegwerfenden Handbewegung.

Mit diesen Worten richtete er sich auf, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand auf dem Weg, auf dem er gekommen war.

Nachwort

Ich hoffe, den Leser an dieser Stelle mit einem Gefühl zurückzulassen, das ich selbst an Büchern sehr schätze: Unvollständigkeit, ein wenig Leere, offene Fragen über ein offenes Ende.

Ein Teil des Konfliktes bleibt absichtlich ungelöst und wenn man sich nun seine eigenen Gedanken über den Ausgang der Geschichte macht, habe ich zumindest das erreicht, was ich wollte.

Wie ich im Vorwort bereits erwähnte, handelt es sich bei *Menschenschatten* nicht um eine in sich geschlossene Darstellung, sondern nur um das Teil eines Ganzen, das ich hoffe, irgendwann einmal zusammensetzen zu können. Vielleicht werde ich den Ausgang dieser Geschichte irgendwann noch einmal aufgreifen, falls ich mich dem Schreiben auch in Zukunft weiter widme. Vielleicht belasse ich es auch dabei und bleibe eine Aufklärung schuldig.

Ein Wort möchte ich noch über den Charakter Billy verlieren, an der Ausarbeitung dieser Figur hatte ich nämlich besonders viel Freude. Er ist wohl einer der unsympathischsten und absonderlichsten Charaktere, die ich über die Jahre entworfen habe, aber gleichzeitig ist er mir auch ein geliebter Begleiter durch verschiedene Kurzgeschichten und nun eben auch durch *Menschenschatten* geworden. Billy ist ein Charakter, durch den man Skrupellosigkeit und Absurdität gleichermaßen ausdrücken kann, man könnte ihn in nahezu jedes Szenario einbringen, ohne, dass er droht aus seinem eigentlichen Charakter herauszubrechen. Vieles, was er tut, kann einen Leser überraschen, aber selten würde man zu dem Schluss kommen, dass diese Tat nicht zum Charakter passt. Er ist so sprunghaft, dass es wohl nicht verwunderlich wäre, wenn er im ersten Moment einen Ertrinkenden rettet, nur, um ihn im nächsten Moment zu erschießen. Auch, wenn seine eigentliche Charaktertiefe so nur schwerlich zum Tragen kommt, bin ich schon ein wenig stolz auf seine Erschaffung.